

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

759 1104

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

MITTEILUNGSBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FORDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

3. Jahrgang — Heft 1 Preis 10 Pfg.

Januar 1953

Verlagsort Frankfurt a. M.

Zwanzig Jahre nachher

Den Indizienbeweis gegen das Dritte Reich können auch die antreten, die 1933 noch nicht angetreten waren; denen die Katastrophen, Bergbrüche, Einbrüche des Himmels, der Moral und neuer Ordnung zunächst nur wie Naturereignisse und nicht als die bisher zweitgrößte Verschwörung von Menschen gegeneinander vorgekommen sein mögen. Denn irgendetwas stimmt offenbar nicht an dieser Geschichte und ihrer Schreibung. Lücken klaffen zwischen der Sorte Tatsachen, für die unsere Illustrierten den Ausdruck Tatsachenberichte erfinden mußten; und dem Mückentanz, den die Dabeigewesenen und nunmehrigen Memoirenschreiber noch immer um die feurigen Gestalten aufführen, die inzwischen verkohlt oder als Asche verstreut sind; und dem trotzigem Gedenken einer auf die Fortsetzung des Theaters pochenden Zeitgenossenschaft, die sich um eine Dolchstoßlegende geprellt wähnt, weil sie es nicht kapiert hat, daß schon der Mythos als zentrale „Sprachregelung“ des Großreichs alles an möglichen Bedeutungen einschloß: Greuellegende und Dolchstoßmythos („auf der Flucht erschossen“); Deutschland über alles und darüberhinaus die Horstwesselsaga; die Lüge als Weltmacht und das Dementi als neugermanischen Dreh, als Tatsachenberichtigung. Diese Lücken lassen sich aus der Literatur nicht ausfüllen. Wer sie studiert, bleibt zurück mit dem Eindruck, es sei in den Jahren 1930 bis 1933 ein gewaltiges Kasperltheater aufgeführt worden, mit einem Personalverzeichnis, gegen den kein noch so stürmisches parlamentarische Parlamentssystem aufkommt. Der Nebenakteure sind ungeheuer viele, aber der Hauptakteure ungewöhnlich wenig — nämlich „der Alte Herr“, „der Herrenreiter“ und „der Trommler“, dem man damals seinen späteren Amtstitel noch nicht zugestand, während Papen mit seinem Spitznamen paradierte und Hindenburg es sich nie anders gedacht hatte als nach dem Modell von Alter Herr und junge Leute.

Kasperltheater scheint es darum, weil es — auch damals — so lächerlich hoffnungslos war, was sich als Haupt- und Staatsaktion tat; während doch alle Welt wußte, daß durch politische Szenenwechsel in jenen Weltkrisenjahren in Deutschland so wenig wie auch in Frankreich, in England, USA oder sonst irgendwo sich viel an der eigentlichen, der wirtschaftlichen Not ändern ließ. Aber selbst dieser Ausdruck „wirtschaftliche Not“, so furchtbare Wirklichkeit er für Millionen war, bezeichnete in Deutschland nur die Tatsache einer auf Veränderung angewiesenen Strukturkrise, die mit Ausdrücken wie Reparationszahlungen, Osthilfe, Massenerwerbslosigkeit höchst unzureichend umschrieben wurde. Was wirklich sich tat, ist eine Gigantomachie gewesen, in der auf der einen Seite die in ihren Anlagen überalterte und kapitalschwach gewordene Schwerindustrie, verbündet mit großen Teilen der Landwirtschaft, insbesondere dem ostelbischen Großgrundbesitz, und auf der andern die chemische Industrie, wiederum anderen Gruppen der Landwirtschaft und sonstigen Gruppen der Industrie und des Ausfuhrhandels verbündet, um die Bestimmung eines künftigen deutschen Wirtschaftskurses kämpften. Im Kabinett Schleicher, das am 3. Dezember 1932 die Führung übernahm, geschah der erste Versuch nach zweieinhalb Jahren „Präsidialkabinettpolitik“ unter Brüning und Papen, eine dritte Kraft wieder in diesem Machtkampf aktiv werden zu lassen. Es sollten die Gewerkschaften sein — genauer gesagt, ein Gewerkschaftengespenst, das Freie, Christliche und gar nicht existierende Nazigewerkschaften unter Gregor Strasser zusammengefaßt. Und als dies Stück Dilettantismus mißglückte, rief man die vierte Kraft zu Hilfe, die Masse schlechthin, die in Bewegung geraten war und darum „die Bewegung“ geheißen wurde.

Soweit war das Volk schon soziologisch gebildet, daß diese Bewegung als ein Zwitter von passiv: im Klassenkampf zerriebene, kleinbürgerliche Zwischenschichten — und aktiv: der nationale Aufbruch, begriffen wurde. Und es ist wichtig wieder klarzumachen, welche geringe Rolle das Führergenie in jenen Jahren gespielt hat. Er selbst hielt sich für nichts anderes als einen Propagandisten, der ungewöhnlich viel

Glück hat; der Ausdruck „Trommler“ stammt ja von Hitler selbst, und die schlechten Zeitläufe zwangen so weit zur Aufrichtigkeit, daß das Wort vom nationalen Aufbruch nur als ein Stück Poesie um die häßliche, durchaus einbekannte Wahrheit von der Verelendung der den Nazis zuströmenden Gruppen gehängt war; „national“ war der Anspruch auf Legitimität, der den im „Aufbruch“ angekündigten Abmarsch aus der Legalität rechtfertigen sollte.

Wahrer als alle nachträglichen Beschreibungen geben Photographien aus der Zeit Zeugnis von der Windigkeit der Leute, die man schließlich an die Macht ließ. Ein Bild — leider nicht mehr reproduzierbar — aus dem Büchlein „Kabinett Hitler!“ zeigt das frisch vereinigte Reichskabinett: Hitler in Sprunghaltung auf dem Sofa, als erwarte er jeden Augenblick das Eindringen der Kriminalpolizei, Göring in der Geste eines ganz „schweren Jungen“, Seldte als Geschäftsreisenden, Papen abgewandten Gesichts mit eingezogenem Rücken und Hugenberg als Gastwirt, der Hehlerei betreibt; im Hintergrund etwas, das am genauesten mit „dunkle Gestalten“ beschrieben wäre. Es war eine Koalition, die darüber sich einig war, mit Menschenmaterial statt mit Wählern zu operieren. Nicht einmal die Hinfälligkeit welt-historischer Größe in den gegenseitigen Bezeichnungen vom Nürnberger Gericht hat die falsche Würde so grell zeigen können wie jene eigene Bildpropaganda, die damals gestartet wurde. Denn die Rettung des Vaterlandes war noch nicht geschafft, die mit Mefowechseln und Schutzhaftweisungen erst beginnen sollte. Vorbereitet wurde erst die flammende Lüge des Reichstagsbrands, die dem neuen System seinen Berechtigungsschein zu geben hatte, und die zu revidieren an der Zeit ist, weil ihr Fortwirken noch weiterhin dem Nationalsozialismus den Schein des Helfers in der Not zuspräche.

Es war die Lüge vom drohenden Kommunismus. Über die Fluktuationen zwischen der KPD und der NSDAP war sich damals, vor 1933, niemand im Unklaren. Es war die Fluktuation der Dauererwerbslosen, die im Fortbestehen der freien oder zaghaft gesteuerten Wirtschaft keine Hoffnung mehr für sich sahen. Ihre Verzweiflung klammerte sich so gut an die Phrasen des Programms von Gottfried Feder wie sie die Reste einer politischen Theorie bei den deutschen Kommunisten zerrieb, deren Plakate schließlich nur noch die erfolgversprechenden Parolen der Nazis wiederholten. Der Gegensatz zwischen den beiden großen Arbeiterparteien, SPD und KPD, hatte sich verwandelt in den erbitterten Existenzkampf zwischen dem Block der in Arbeit stehenden und dem Riesenheer derer, die bereit waren, alle gezahlten Löhne zu unterbieten, oder aber gegen Gewerkschaften, Banken, Warenhäuser, den Staat und jeden beliebigen Gegner zu Hungermärschen anzutreten. Die Sozialdemokratie war zu einer konservativen Partei geworden. Aber wie wenig eine solche Bezeichnung etwas zu tun hat mit den politischen Kämpfen, die mit dem gleichen Wort operieren, bewies der Champion des Konservatismus, Franz von Papen, an jenem 20. Juli 1932, als er die preußische, aus Sozialdemokraten und Zentrum gebildete Regierung durch einen Gewaltstreich auflöste. Noch heute wiederholt er in seinen Memoiren das Märchen von einer bevorstehenden Verschwörung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten in den Tagen vor jenem 20. Juli 1932*, das schon damals nicht als verfassungsrechtliche Begründung ausreichte und heute sich symptomatisch präsentiert als die Ausrede, gegen die Einspruch nicht geduldet zu werden braucht.

Völlig unerforscht ist dies Zeitalter der Angst geblieben, das am 30. Januar vor 20 Jahren mit dem Sprung ins Unge-wisse, und späterhin so gewisse Verderben einer Panik zu entrinnen hoffte. Diese Panik hat Gespenster gesehen, wo immer etwas sich nicht fassen ließ, gleichgültig ob es die kommunistische Gefahr wäre oder die jüdische, die Gewerkschaften, die Linke, schließlich auch das Zentrum und der Stahlhelm, danach die Homosexuellen und der Herrenklub, die Mönche und die Offiziere. Eine deutsche Psychose, die Papen schon 1925 in einem Manifest beschwor, als er



Deutschland zum „Stützpunkt der abendländischen Erbes im mitteleuropäischen Raum“ ernannte, wurde das nationale Klima, in dem die „Dämonie“ des Führers am Ende zum unentbehrlichen Requisit geworden ist. Papens Memoiren beschreiben es in aller Vollendung als Hexensabbath der Intrige. Bessere, aber ungebildete Herren sind es, die mit den Schicksalen der Nation jonglieren. Keiner hat die Nazis haben wollen, und um die Wette hatten sie ihre geheimen Verabredungen mit deren Führern. Wer die finanziert hat, warum die Glorifizierung der Mörder von Potempa keinem klar machte, wohin es mit ihnen führen würde, oder gar was sich hinter der Spitzmarke „national“ an bankerotten Interessen verbarg — all das schwimmt weiterhin in einem blakenden Nebel. Ist er seitdem verweht? Prüfen wir uns und betrachten das Vexierbild, das diese Seite ziert: Ist es die abscheuliche Brutalität, Person geworden, oder haftet ihr noch etwas an von der Dämonie, vom Ruch welt-historischer Größe, die vergessen läßt, was der Augenschein bezeugt, von der Verlockung, widerlich aber mächtig zu sein? 20 Jahre sollten als Abstand schon hinreichen, daß wir zu begreifen beginnen, wie sich hier Schändlichkeit und Lächerlichkeit zu tödlicher Wirkung für unser Volk vereinigt hatten.

* Franz von Papen, Der Wahrheit eine Gasse, Paul List Verlag, München (678 S., Preis 23,80 DM) S. 216 ff.

Brauchen wir ein Parlament?

Daß weder AStA noch Studentenparlament noch die Fachschaften die Aufgaben der studentischen Selbstverwaltung in genügendem Umfang wahrgenommen haben, zeigt folgender Fall: Die Untersuchungen über die bisherige Geschäftsführung des Studentenwerks haben u. a. ergeben, daß für den Bau der Medizinermensa, ein Objekt von mehreren hunderttausend Mark, hauptsächlich Gelder der Studentischen Darlehnskasse und Überschüsse verwandt worden sind, die aus der Mensa im Hauptgebäude erwirtschaftet wurden. Abgewiesene Darlehnsuchende und alle, denen bisher das Mensaessen mit Recht mißfiel, wissen nun, woran sie sind.

Wir brauchen also mehr Selbstverwaltung und das Interesse aller Studenten. Deshalb bitten wir, die folgenden Beiträge ernstzunehmen und im DISKUS weiter zu diskutieren.

Die Redaktion

Magnifizienz sagte in seiner Ansprache zur Studentenvollversammlung, daß die Tendenz, sich von oben lenken zu lassen, heute sehr groß sei und daß es für uns Studenten darauf ankomme, dieser Tendenz entgegenzuwirken. Wie ernüchternd aber war die darauf folgende Debatte: Studen-

104 Bibliothek
Untermainkai

2 Stück

Zsg 1804

tenparlament — ja oder nein? Der Antrag der medizinischen Fakultät, das Parlament aufzulösen, wurde mit großer Mehrheit — als Empfehlung oder Beschluß, die Kronjuristen waren sich darüber nicht einig — angenommen. Begründung: überflüssige, arbeitshemmende Instanz von rebedürftigen Miniaturpolitikern.

Wehe der einsam verwehenden Stimme, die da vorschlug, doch Geduld zu haben und nach neuen Formen zu suchen. In den Wind ging auch die Bemerkung, daß doch ein Jahr keine Reifezeit sei für ein solches Experiment. Man war Masse und war dagegen. Nicht nur das, man entwickelte nahezu einen Haß — ersichtbar aus den Formen der Anträge zur Auflösung. Dabei war dem Einzelnen aus dem Für und Wider in keiner Weise ersichtlich, welche Arbeit das Parlament nun tatsächlich geleistet oder nicht geleistet hat.

Ich hatte das Gefühl, daß sich der Wille gegen das freierische Eindringen politischer Fragen in die bemoosten Daseinsbezirke der Mediziner richtete. Über der Aula lag ein Geruch leichter Verwesung, ähnlich dem, der gewisse Teile der deutschen Intelligenz vor zwanzig Jahren umgab, als sie sich, das Prinzip Vogel Straußens sich zu eigen machend, von den Machthabern des tausendjährigen Reiches für schlechte Dienste gebrauchen ließ. — Eingedenk dessen sollten wir Studenten uns jede Gelegenheit zu nutze machen, neben wissenschaftlichen auch politische Ambitionen zu haben. Denn erst aus dem Zusammenwirken von beidem kann so etwas resultieren, was man geistige Freiheit zu nennen beliebt. Werner Schaffernicht

Kleine Universitätsbürgerkunde

In der hessischen Verfassung wird den Studenten das Recht auf Selbstverwaltung zugesichert und ihnen die Möglichkeit gegeben, ihre Interessen der Hochschule und dem Staat gegenüber zu vertreten. An der J. W. Goethe-Universität in Frankfurt/Main konstituierten sich folgende Organe der studentischen Selbstverwaltung: AStA, Fachschaft, Parlament, Vollversammlung.

Der AStA, der aus dem Parlament und durch dieses gewählt wird, vertritt die Studentenschaft nach außen und gegenüber der Universität. Einige Beispiele sollen seinen Aufgabenbereich umreißen: Der AStA verhandelt mit der Stadt und den politischen Fraktionen über den Straßenbahntarif, er besorgt verbilligte Theaterkarten, berät Studenten über den Lastenausgleich, hilft Ostzonenstudenten und Bedürftigen, bestimmt den studentischen Beisitzer im Disziplinargericht; er organisiert Auslandsreisen, unterhält Kontakt mit in- und ausländischen Universitäten und vieles andere mehr.

Auf der anderen Seite gibt es die Fachschaften, die die innerhalb der Fakultäten sich ergebenden Aufgaben erledigen. Die Fachschaftsvertreter nehmen z. B. an Studienplanberatungen teil, sie verhandeln mit der Fakultät und den Ministerien über Prüfungsordnungen und Studienreformpläne, sie versuchen Stundenplan-Kollisionen zu beseitigen oder durch Vorschläge den Seminar- und Bibliotheksbetrieb zu verbessern, und anderes mehr.

Da jetzt schon ziemlich viele Aufgabenbereiche genannt wurden, erhebt sich die Frage, was für das Parlament oder die Vollversammlung zu tun übrig bleibt. Schon bei der Fachschaftsarbeit erwachsen Aufgaben allgemeiner studentischer Art, die eine Fachschaft nicht allein erledigen kann. Ebenso wird der AStA zuweilen vor Fragen gestellt, die er aus eigener Verantwortung nicht erfüllen kann und soll. Da jedoch wegen solcher Angelegenheiten nicht jedesmal eine Vollversammlung einberufen werden kann, wurde in Frankfurt ein Studentenparlament geschaffen, das sich aus Fachschaftsvertretern zusammensetzt und einen repräsentativen Durchschnitt der Studentenschaft darstellen soll. Es hatte sich nämlich früher (bis 1951) als unzulänglich erwiesen, daß der AStA Beschlußfassung und Ausführung der Beschlüsse in einer Hand vereinigte.

Als unmittelbar gewählte Vertretung der Studentenschaft ist das Parlament nicht nur ein Kontrollorgan des AStA, sondern verantwortlicher Träger der Selbstverwaltung. Daß sich die in das Parlament gesetzten Erwartungen bisher nicht voll erfüllt haben, liegt zum großen Teil an der mangelnden Kenntnis des Aufgabenbereiches. Das Parlament hat zunächst die Aufgabe, aus seiner Mitte die 3 AStA-Vorsitzenden zu wählen, die Referenten zu bestätigen und den Haushaltplan von ca. 10 000,— DM zu genehmigen. Die weiteren Aufgaben ergeben sich von Fall zu Fall. Es sind zunächst politische. So wurde im Parlament über die Absendung eines Telegramms an die saarländische Studentenschaft anlässlich der Wahl diskutiert, der Feldzug der Völker für eine europäische Verfassung unterstützt, über eine Protestaktion der Studenten anlässlich einer Straßenbahn-Tarifierhöhung beraten, eine Untersuchung über antisemitische Äußerungen eines von der Studentenschaft eingeladenen Kabarettis geführt, Stellung genommen zu politischen Vorgängen, die Studenten betreffen und anderes mehr.

Der Student ist aber nicht nur Staatsbürger, sondern auch Bürger der Universität. Er kann das Leben der Universität mitgestalten. Dem Parlament fallen dabei die folgenden Aufgaben zu: Prüfung der neu entworfenen Disziplinarordnung und der Hochschulreformpläne, Entwurf und Genehmigung von Satzungen und Kassenordnungen für den AStA, die Studiobühne, das Filmstudio, die Studentenzeitung, Untersuchung von Vorgängen im Studentenwerk, Vorschläge und Abänderungsbeschlüsse zur Ausgestaltung des Studentenheims, Entwurf einer Hausordnung für dessen Bewohner und die sich dort aufhaltenden studentischen Gruppen, Ausarbeiten von Richtlinien und Teilnahme an Auswahl Sitzungen für Auslandsstipendien, das Studentenhaus und vieles andere. Dies alles sind Aufgaben, die weder die Fachschaft noch der AStA aus eigener Machtvollkommenheit erfüllen kann. Auch bedarf er hierfür einer Unterstützung durch die Studentenschaft, die das Parlament vertreten soll.

Die aufgezeigten Wirkungsmöglichkeiten bergen die Gefahr in sich, daß bestimmte Gruppen das Parlament majorisieren und

Beschlüsse herbeiführen, die nicht dem Willen der Studentenschaft entsprechen. Noch schlimmer wäre es, wenn der AStA ohne Zwischen- und Kontrollinstanz von einer solchen Gruppe übernommen würde. Dieser Gefahr kann man dadurch begegnen, daß nicht nur Angehörige studentischer Vereinigungen oder Gruppen ins Parlament gewählt werden, die dort ihre (an sich berechtigten) Interessen vertreten, sondern auch möglichst viele unabhängige Studenten. Angesichts der allgemeinen Apathie unter den Studenten (letzte Wahlbeteiligung 32%), ist es Aufgabe der Studentenvertreter, vor der Wahl und während ihres Amtes Kontakt mit den Studenten zu suchen, vor allem mit den nicht organisierten, und mit ihnen über die Probleme und Aufgaben der studentischen Selbstverwaltung zu diskutieren. Genau so wichtig ist es aber für die Wähler, nicht nur schöne Bilder, die am Wahlbrett hängen, zu wählen, sondern Personen, die sie kennen und zu denen sie Vertrauen haben. Zum Kennenlernen bietet ein Gespräch mit ihnen innerhalb der Fakultät und auch die Vorstellung der Kandidaten vor der Fachschaft in einer Fachschaftsversammlung Gelegenheit. Unser Parlament wird also seine Aufgabe nur dann wirklich erfüllen können, wenn die Parlamentarier in steter Verbindung mit einer möglichst großen Zahl von Kommilitonen das Interesse an allen, kleinen und großen Fragen unserer Universität zu wecken verstehen, wenn sie ihnen beweisen können, daß wir mit diesem Interesse weiterkommen als wenn wir uns geduldig als verwaltete Untertanen benehmen.

Heinz Prassel

1. Vorsitzender des Frankfurter Studentenparlaments

Verfassungskrise

Man hat uns gesagt, daß die Politik der Einigung Europas nicht an juristischen Meinungsverschiedenheiten, an einem Konflikt über die Auslegung des deutschen Grundgesetzes scheitern dürfe. Aber obwohl im Ausland ein gleiches Interesse an dieser europäischen Politik besteht, hat sich, für uns höchst erstaunlich, eine ganz andere Reaktion auf den Streit zwischen Bonn und Karlsruhe gezeigt, als unsere regierungsoffiziösen Kommentare wahrhaben wollten. Dieser Widerstreit allein müßte uns veranlassen, die Vorgänge zwischen der Bundesregierung und dem Bundesverfassungsgericht genau zu überdenken. Das ist nicht einfach; selbst erfahrene Juristen überblicken diesen komplizierten „Rechtsfall“ nicht genau. Aber gerade das ist ein Moment, das jeden Staatsbürger hellhörig machen sollte, und wo auch dem Laien das Wort „Verdunkelungsgefahr“ in den Sinn kommen muß. Rekapitulieren wir also in Stichworten die Geschichte der Verfassungskrise:

1.) 144 Bundestagsabgeordnete verschiedener Parteien erheben vor dem Ersten Senat des Bundesverfassungsgerichts eine Feststellungsklage: daß der Europäische Verteidigungsvertrag, sowie auch der „Deutschlandvertrag“, verfassungsändernden Charakter habe, d. h. daß eine Zweidrittelmehrheit des Parlaments für ihre Annahme notwendig sei.

2.) In der Presse wird der Erste Senat verdächtigt, er werde nach parteipolitischen Gesichtspunkten entscheiden, er sei „rot“ — während der Zweite Senat „schwarz“, d. h. Adenauers Politik gewogen sei.

3.) Der Bundespräsident beantragt in Karlsruhe ein Rechtsgutachten über die Verfassungsmäßigkeit der Verträge, um für seine endgültige Unterschrift unter die Gesetze beizeiten rechtlich beraten zu sein. Ein solches Gutachten erstattet das Plenum des Gerichts, d. h. beide Senate gemeinsam. Die Presse beurteilt auch diesen Schritt als geschicktes politisches Manöver.

4.) Die Feststellungsklage wird abgewiesen, weil sie nur für ein bereits verabschiedetes Gesetz zulässig ist. — Für die öffentliche Verhandlung über das Rechtsgutachten wird der 26. November als Termin bestimmt.

5.) Staatssekretär Prof. Hallstein erkrankt unmittelbar vor dem 26. November. Die Bundesregierung beantragt daher eine Verschiebung des Termins, weil seine Anwesenheit bei der Verhandlung unumgänglich sei. Das Verfassungsgericht bestimmt darauf als endgültigen Termin den 9. Dezember.

6.) Zwischen dem 26. November und 9. Dezember wird die 2. und 3. Lesung der Verträge im Bundestag angesetzt. Die Regierungskoalition stellt den überraschenden, aber auch von der Opposition angenommenen Antrag, die 3. Lesung zu vertagen. Unmittelbar darauf klagt die Koalition vor dem Zweiten Senat des Verfassungsgerichts gegen die Opposition: daß diese sie in der Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Parlamentsrechte behindere. Von dem erstrebten Urteil erwartet man, daß auch über die Verfassungsmäßigkeit der Verträge mitentschieden werden wird. — Nicht dementiert werden Presseberichte, wonach dieser doppelte Schritt der Koalition die Folge von Informationen aus Karlsruhe sein soll, nach denen das Gutachten für den Bundespräsidenten zumindest in einigen Punkten Zweidrittelmehrheit für die Annahme der Verträge fordern werde. Einer solchen Äußerung von höchster Rechtsinstanz habe die Klage der Koalition zuvorkommen wollen, denn

7.) die regierungsfreundliche Presse insistiert, daß das Verfassungsgericht die Behandlung des Gutachtens zugunsten der formellen Klage zurückstellen müsse.

8.) Der Verhandlungstermin für das Gutachten findet am 9. Dezember statt. Das Gericht verkündet durch seinen Präsidenten Dr. Höpker-Aschoff, daß die Feststellungen, die das Gericht in seinem Gutachten verkünden wird, für alle künftigen Entscheidungen der beiden Senate, soweit sie ebenfalls die Verfassungsmäßigkeit der Verträge betreffen,

bindend sein werden. Der Präsident äußert sich weiter „offiziell“ zu der Politik, die mit dem Verfassungsgericht getrieben werden soll: man habe „aus sachfremden Erwägungen“ versucht, die Zuständigkeit des einen oder anderen Senats in Anspruch zu nehmen. Die Verdächtigungen eines „roten“ und eines „schwarzen“ Senats verglich er mit dem im angelsächsischen Recht strafbaren contempt of court (Mißachtung oder sogar Nötigung des Gerichts).

9.) Der Bundespräsident zieht seinen Antrag auf ein verfassungsrechtliches Gutachten zurück. In einer Rundfunkansprache begründet er seinen Schritt: „die neuerliche Gesetzinterpretation (sc. die Bindung der Senate an das Gutachten des Plenums) entspricht nach seiner (d. i. des Bundespräsidenten) Auffassung nicht den Voraussetzungen, die zu dem Zeitpunkt ihm zu gelten schienen, als er ein Gutachten anforderte“. Der Bundespräsident verwahrt sich ferner dagegen, daß die zwei Audienzen des Bundeskanzlers bei ihm an dem Tage des Eclats von Karlsruhe ihn beeinflusst hätten: „ich pflege meine Entschlüsse aus eigener Entscheidung zu treffen“.

10.) Das Bundesverfassungsgericht veröffentlicht die juristische Begründung für seinen Beschluß, künftige Entscheidungen beider Senate in der gleichen Frage an die Ergebnisse des Gutachtens zu binden, und gibt dazu bekannt, daß von den 22 Richtern 20 für, 2 gegen den Beschluß gestimmt haben. Der Bundesjustizminister spricht daraufhin in einem Telegramm an das Gericht von einem „erschreckenden Abweichen vom Wege des Rechts“. Bundesrichter Geiger, der gegen den Beschluß gestimmt hatte, veröffentlicht in einer Druckschrift, daß die Entscheidung seiner Kollegen rechtlich falsch sei; das Gericht soll dieses Vorgehen mißbilligt haben.

Stellen wir fest:

1.) Parlamentmitglieder haben aus rein politischen Erwägungen entweder den Ersten oder den Zweiten Senat des Bundesverfassungsgerichts mit der sachlich gleichen, nur anders formulierten Rechtsfrage befaßt.

2.) Die rechtlich-verbindliche Kraft des vom Plenum zu erstattenden Gutachtens haben Regierungskoalition und Opposition je nach den Mutmaßungen über seinen Inhalt bestritten oder begrüßt.

3.) Die Bundesregierung und der Bundespräsident haben nicht die Rücksicht auf die Entscheidungsfreiheit des Bundesverfassungsgerichts genommen, die zur Stärkung des Ansehens dieses Gerichts, und damit zur Stärkung des Rechtsstaats-Gedankens dringend notwendig gewesen wäre.

4.) Das Gericht selbst hat durch das Verhalten seines Ersten Senats und des Plenums die Verdächtigungen einer „schwarz-roten“ Rechtsprechung entkräftet.

5.) Die Vorgänge beweisen, daß der „Eigenwert des Rechts“, von dem der Präsident des Gerichts sprach, von unseren Politikern nur dann geschätzt wird, wenn das eigene politische Vorgehen vom Recht gebilligt werden würde. Sobald auch nur die Gefahr droht, diese oder jene Politik könnte durch eine Rechtsentscheidung gehemmt, erschwert oder gar verhindert werden, ist das Interesse an einer rechtlichen Beurteilung sehr gering.

Aber an diese Feststellung müssen wir eine weitere anschließen: In unserer Bevölkerung ist der Eigenwert des Rechts weitaus höher eingeschätzt als bei ihren Politikern. Zu einer „Verfassungskrise“ ist es nur deshalb gekommen, weil die Bevölkerung und auch die Presse den raschen Winkelzügen ihrer Vertreter nicht mehr folgen konnten — und es auch nicht mehr wollten. Denn längst ist ihr klar, worum es geht: nicht allein darum, diese Verträge ins Fach zu bringen, sondern auch unter Dach, nämlich das Dach der Verfassung. Es geht nicht um eine Machtfrage zwischen Politik und Recht, sondern um den gleichen Tatbestand sowohl politischer wie in rechtlicher Hinsicht. Die politische Frage lautet: Ist es sinnvoll, mit einer einfachen Mehrheit einen



Schritt von solcher Tragweite zu tun? Die Rechtsfrage heißt: erfordern die Verträge eine Verfassungsänderung oder nicht? Präsident Roosevelt hat im Anfang seiner Regierung einmal versucht, den Supreme Court zu überspielen, um seine Politik des National Recovery Act durchzusetzen. Durch Jahre hat ihn das Mißtrauen der Amerikaner ob dieser Politik auf Kosten der Rechtsgewißheit verfolgt. Seien wir zufrieden, daß ein gleiches demokratisches Empfinden auch in unserer Republik schon wach geworden ist. Jan Niemöller

Herausgeber: Bernard Claudé, Hans Gierschick, Wilhelm Hick, Nikolaus Schultis, Robert Stern. Für die Redaktion verantwortlich: Politik, Wirtschaft und Ausland, Karl-Heinz Liebe; Ost-West-Fragen und Sport, E. W. H. Lamprecht; Universitäten und Presse, Beate Schmidt; Literatur und Kunst, Hans Wilhelm Nicklas; Wissenschaften, Alexander Böhm. Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 7 72 09. Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, APP. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78. Abonnements zum Preise von DM 1,— für Wintersemester 1952-3 und Sommersemester 1953 schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

Werkstudent am Betonobjekt

Männer, die (laut INFORMATIONSDIENST, nur für den Dienstgebrauch) überall in der Bundesrepublik rühmig sind, um die ihnen gestellten Aufbauaufgaben zu erfüllen und ihre Verbände lebens- und einsatzfähig zu machen, denen aber die genaue Kenntnis ihrer neuzeitlichen Aufgaben fehlt (laut gleicher Quelle, die sie deshalb als Sprachrohr erhalten, welches die Generallinie aufweist, auf welcher das THW sich jeweils entwickeln soll) — diese Männer müssen sich gegen den Vorwurf verteidigen, daß sie „Pinker-ton“ und eine Streikbrechergarde seien. Was ist also THW? „Technisches Hilfswerk“ ist eine vom Bundesinnenminister angeordnete Organisation, die bei der Behebung von Notständen, welche die Lebensbedürfnisse der Bevölkerung u. ä. gefährden, eingesetzt werden soll; dazu kommt die Hilfe bei Katastrophen und der zivile Luftschutz.

Leider hat sich der fragwürdige Charakter dieser Organisation schon in der Art ihrer Entstehung gezeigt. Seit zwei Jahren werden Verhandlungen um eine Bundesunterstützung für das THW geführt, aber bis zum Oktober 1952, als die Mittel bewilligt wurden, hatte sich das angestrebte „Soll an Freiwilligen“ noch nicht gefunden, nicht zuletzt wegen des Mißtrauens, das die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie vor einem „Schutz der wirtschaftlichen Unternehmen gegen Störungsversuche von kommunistischer Seite“ hegten, was ihnen aus früherer Erfahrung mit der „Technischen Nothilfe“ wie ein Vorwand zu Eingriffen in die arbeitspolitischen Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern klingen muß.

Nun hat sich ein persönlicher Beauftragter des Herrn Bundesinnenministers an die Studenten gewandt — genauer gesagt an einen Studenten aus seinem Bekanntenkreis, d. h. Waffenstudenten. Dies geschah, laut Geständnis des Beauftragten, „durch einen Organisationsfehler, den das THW auszugleichen bemüht ist“. Vorläufig aber begann dieser Student mit der Werbung in seinem weiteren Bekanntenkreis. Ob diese Werbung schon offiziell war, oder ob die zwischen Korporationen bestehenden Querverbindungen ebenfalls nur auf Grund von Organisationsfehlern bemüht wurden, läßt sich nicht eindeutig feststellen. Anscheinend hat aber die Beteiligung der Korporationen nicht ganz ausgereicht, und daher begann das Ministerium nachträglich, auch den Verband Deutscher Studentenschaften zu umwerben.

Wiederum war es nicht der zuständige Hochschulreferent, der ausgesandt wurde, sondern ein bis dahin dem VdS unbekannter Dr. Meibes besuchte die Delegiertenkonferenz in Kiel, um ihr mitzuteilen: „die Tatsache, daß bisher nur Waffenstudenten mit dem THW beschäftigt waren, entspricht nicht den Wünschen des THW“. Ein happy end war das noch nicht. Die Delegierten des VdS beschlossen jedenfalls:

„Bevor die noch bestehenden Unklarheiten nicht beseitigt sind, kann der VdS keinem Studenten den Beitritt zum THW empfehlen.“

Nun erst kommt das happy end. Oder irren wir, wenn wir den 1. Vorsitzenden des Verbands deutscher Studentenschaften, cand. theol. Johannes Reinhold, für einen Studenten, auch im Sinne des obigen Beschlusses halten? Laut VdS-Bericht ist der Vorstand beauftragt worden, sich bei allen zuständigen Stellen über das Für und Wider zu unterrichten und dann einen ausführlichen Bericht zu erstatten. Nicht mehr. Inzwischen lesen wir, daß Reinhold den ihm angebotenen Sitz im Beirat des THW angenommen hat — wenn auch vorbehaltlich der Zustimmung der Delegiertenkonferenz. Der AStA der Universität Bonn hat darauf den Anschluß nicht verpassen wollen und bittet bereits die Bonner Studentenschaft in seinem Nachrichtenblatt vom

13. 12. 1952, die Anschläge über das THW an den Schwarzen Brettern zu beachten. Von einem „Vorbehaltlich“ ist schon nicht mehr die Rede, und so wird wohl dort der bisher leitende Waffenstudent mit seinen Erfahrungen auf dem Gebiete des selbstlosen Einsatzes („Informationsdienst“) naturgemäß der zuständige Referent im AStA werden.

Anderswo aber vermutlich auch, wenn man höflich ist. Denn der VdS teilt mit, daß am 13. und 14. Februar die nächste Delegiertenkonferenz vor dem Beginn ihrer eigentlichen Tagung die erste Bundesschule des THW in Marienthal in der Eifel besichtigen wird. Wir zitieren den „Informationsdienst“ (Kapitel „Umgebung“):

„Das Übungsgelände der Schule liegt 10 Minuten entfernt, völlig abgeschlossen im oberen Tale des Kratzenbaches. Es bietet durch seine verschiedenartige Bodenform und vorhandene Betonobjekte sehr vielseitige Übungsmöglichkeiten. Für Wasserübungen und Übungen zum Bau von Uferbefestigungen steht in kurzer Entfernung vom Schulgebäude an der Ahr eine große Halbinsel zur Verfügung.“

Wer wird den Reizen dieser Umgebung noch widerstehen, wer gar dem selbstlosen Einsatz von Küche und Keller während der beiden Besuchstage? Es könnte sein, daß „noch bestehende Unklarheiten“ im Widerstreit mit soviel Annehmlichem bald schwinden werden.

Aber wir sind nicht der Meinung, daß die natürlichen Reize des Kratzenbaches den Gegensatz aufwiegen, der sich zwischen Studentenschaften und Gewerkschaften auftun könnte, wenn jene auf die genaueste Prüfung der Einwände verzichten sollten, auf die die Gewerkschaften bisher noch nicht verzichtet haben.

Udo Kollatz

Der überrundete Prophet

Weil von sieben Autoren, die in der Dezember-Nummer der „Deutschen Studentenzeitung“ zu Wort kamen, der älteste 45 Jahre zählt und die jüngste die 30er Grenze nicht unterbietet, hat die Redaktion des Blattes ihren Hauptartikel „J u n g e Deutsche Schriftsteller“ getauft.

Der erste von ihnen, Wolfgang Weyrauch, betitelt seinen Beitrag „Postkutsche und Übershall“. Er beginnt damit, daß er gesteht, verzweifelt zu sein, weil Napalm, das die Soldaten der UN in Korea anwenden, die „Haut des Menschen zu einer Kruste verbrenne, die der des Schweinebratens ähnelt.“ Dann bekennt er, daß seine „Verzweiflung eine spezifische ist“, weil er „als Schriftsteller zugleich Prophet sei.“ Was aber tun Propheten? „Sie begeben sich in die Gegenwart und deuten sie aus.“ — Nun, hätte Herr Weyrauch sie ausgedeutet, so hätte er dazu bemerken müssen, daß sein eigenes bedenkenloses Nachplappern jener erstmals von der „Time“ gemachten Äußerung, Napalm verunstalte die Haut des Menschen zu einer Kruste, die der des Schweinebratens ähnelt, den gleichen unseligen Geist verrät, dem die Anwendung dieses Kampfstoffes zu verdanken ist.

Aber die Verzweiflung des Herrn Weyrauch hat noch einen weiteren Grund. Er fühlt sich nämlich „abgesetzt“, und zwar „durch die Mechanik unserer Zeit“. Im übrigen sei „alles andere schon von Einstein und vom Atom überrundet“, man wisse es nur nicht. Vielmehr „stecke man den Kopf in den atomisierten Sand oder in den Sand, von dem es fragwürdig geworden ist, ob er Sand ist oder — X.“ Mechanik — Einstein — Atom — Sand — atomisiert — X —, die Verwirrung ist heillos. Ach, wüßte Herr Weyrauch, was geschähe, würde man auch nur ein winziges Sandkörnchen atomisieren! Und da noch den Kopf hineinstecken? — Aber: „schrecklicher noch ist, daß schließlich auch die Seher auf der Strecke geblieben sind. Wenn keine Seher vorhanden sind, sieht niemand mehr etwas.“ Nun tappen wir vollends im Dunkeln. Noch dunkler aber wird es, wenn wir erfahren, daß die Schriftsteller, obwohl sie, wie wir gesehen haben, auf der Strecke geblieben sind, „jetzt auf einmal hinter den Chefs der Mechanik herhinken, statt umgekehrt.“ Gehinkt muß werden! Wäre es nicht besser, wenn niemand hinkte, Herr Weyrauch? „Das Verhältnis sollte geändert werden. Von den Schriftstellern natürlich.“ Natürlich? Die sind doch auf der Strecke geblieben, abgesehen von denen, die hinken! Fragen ist hier ohne Sinn, jedenfalls „wagen einige bereits den Aufruhr, unter ihnen Gottfried Benn“. Der „Deutsche Wolfgang Weyrauch schließt sich ihnen an.“

Apropos, Gottfried Benn in seinem „Doppelleben“: „Schriftsteller, die ihrem Weltbild sprachlich nicht gewachsen sind, nennt man in Deutschland Seher.“

Quod erat demonstrandum.

Helmut Lamprecht

Das Flugzeug

Zweiter Teil

Der Studiosus will gerade wieder einmal mehr das Universitätsgebäude durch die Hintertür verlassen, als ihn in dem halbdunklen Gang kurz hinter dem Filmstudio ein wilder Bursche mit wirren Haaren und einem schmutzigen Arbeitskittel anfällt. Der packt ihn am Arm, zerrt ihn in Richtung Kellertreppe und verkündet drohend: „Du kommst mit zum „Akaflieg!“ Der Student widerstrebt heftig, gerade will er laut um Hilfe schreien, da fällt ihm noch rechtzeitig die akademische Würde ein, dann denkt er an die auf ihn wartende, ihm vielleicht zu Recht gebührende Strafe, neugierig ist er auch ein wenig, der Kittelträger zerrt immer heftiger, man ist schon halb drunten, der Studiosus gibt nach und greift vorsorglich nach seinem Schlüsselbund.

Er weiß, wo er hinkommt; das Kellerlokal des „Akaflieg“ ist ihm nicht ganz unbekannt. Sein erster Blick beim Öffnen der Tür fällt auf die am Boden liegende, in mehrere Teile zerlegte „Magnifizenz“ (das neu getaufte Segelflugzeug). Sein zweiter Blick trifft die Rückansicht des „Inquisitionsgerichtes“, das auf einem Tische sitzt und mit den Beinen baumelt. Es besteht aus einem jungen Mann, der ein Deutscher sein muß, denn er trägt ein Abzeichen auf seinem Rockaufschlag, und einer jungen Dame in langen Hosen, die sich sichtlich ihres Lebens freut.

Die Begrüßung ist kühl, man ist gar nicht gefaßt gewesen auf das plötzliche Kommen des Schreiberlings. Aus dem Hin- und Hergerede ergibt sich folgendes:

1. Eine Antwort auf den bewußten Schrieb „rentiert sich nicht“.

2. Die Ehrenmitgliedschaft der Flugkapitän Hanna Reitsch besteht nicht. Der Studiosus Chronist leidet jedoch unter dem verstärkten Eindruck, als ob „Akaflieg“ nichts gegen eine solche Ehrenmitgliedschaft hätte.

3. Der Name „Akaflieg“ „ist bereits historisch“, und Abkürzungen liegen im Zuge der Zeit.

4. Der „Akaflieg“ läßt durch berufenen Mund erklären, daß er in Punkto „Zeit des Eisernen Hutes“ seine Ruhe haben will. Das will Studiosus auch! Er möchte brennend gern mit dem „Akaflieg“ glauben, daß Fliegen „ungefährlicher als Radfahren in der Großstadt“ ist und „nur friedlichen Zwecken dient“. Aber ihm scheint, daß der unselige Herr Meier, der da einmal ein Volk zu einem Fliegervolk machen wollte, sich im Jahre 1952 ob all der Machenschaften in dieser Richtung höchst vergnüglich im Grabe herum-drehen würde — wenn er ein solches hätte.

Daß all dem so ist, versetzt Studiosus in große Unruhe; von dieser heilsamen Unruhe möchte er dem „Akaflieg“ ein wenig einimpfen. Vielleicht gelingt es „Akaflieg“, den Armen zu beruhigen?

Das Angebot im Sommer einmal mitzufliegen, nimmt der Student mit Freuden an. Es wird für ihn und „Magnifizenz“ eine Ehre sein.

H. Pelkner

Keine Glosse

Sie kennen sicher das Lied von den zehn kleinen Negerlein, von denen einer nach dem anderen verschwindet, bis schließlich nur noch ein einziger übrigbleibt. Sicher hat sich auch schon die Geschichte von den zehn Wintermänteln herumgesprochen, die einer nach dem anderen von den Kleiderhaken vor Hörsaal H gestohlen wurden. Ich sollte eigentlich eine Glosse darüber schreiben. Aber über einen Diebstahl an Studenten und innerhalb der Universität kann man keine Glossen mehr machen. Jeder weiß, wie schwierig die Lage der Studentenschaft heute ist und kann sich an den Fingern e i n e r Hand abzählen, daß ein Wintermantel für einen Studenten ein nahezu unersetzbarer Wertgegenstand ist. Der Täter, ein Arbeitsloser aus Biblis, der beim elften Versuch endlich gefaßt werden konnte, hat diese Überlegung offenbar nicht angestellt, und das kann mit keiner sozialen Notlage entschuldigt werden.

Das Lied von den kleinen Negerlein endet mit dem Verschwinden auch des letzten in die ewigen Jagdgründe — und, o Wunder, da sind es wieder zehn! Wir wollen hoffen, daß auch die zehn gestohlenen Mäntel noch vollzählig beisammen sind und wieder in die Hände ihrer Eigentümer zurückgegeben werden können.

moritz



RHEIN-MAIN BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Niederlassungen an 52 Plätzen



Die Politik der Stärke braucht ihre Zeit

Von Adelbert Weinstein

Diesem Artikel des militärpolitischen Redakteurs der Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland soll ein zweiter Beitrag folgen, der sich mit dem Thema des Bürgers in Uniform beschäftigt.

Die Bereitschaft des sowjetischen Staatschefs, Marschall Stalin, mit dem gewählten Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Eisenhower, zu einer Unterredung zusammenzukommen, wird den außenpolitischen Kurs der künftigen amerikanischen Regierung kaum beeinflussen. John Foster Dulles, Eisenhowers Außenminister, ist ein entschiedener Verfechter der Politik der Stärke. Die Politik der Stärke mag nicht gerade sehr einfallreich sein, aber angesichts der gewaltigen militärischen Überlegenheit der Sowjets kann der zur Vereinigung strebende Westen nicht auf Divisionen verzichten.

Die Strategie ist immer mehr zum bestimmenden Element unserer Gesellschaft geworden. Strategie darf heute jedoch nicht mehr verstanden werden als die Lehre vom Einsatz der bewaffneten Macht zu Wasser, zu Lande und in der Luft. Sie ist neu auszulegen in dem Sinn, daß sie eine Zusammenfassung der politischen, propagandistischen, geographischen, technischen, wirtschaftlichen, psychologischen und auch militärischen Elemente ist. Je totalitärer ein Staat ist, um so mehr wird das Politische vom Militärischen erdrückt und die Wechselwirkung von überlegenen Panzerkräften und politischer Planung ist eindeutig. Selbstverständlich ist die Rote Armee vor allem die stählerne Spitze eines politischen Systems, das mit Hilfe der bewaffneten Macht die Weltrevolution zur verwirklichen sucht. Aber wenn der militärische Apparat, der sich in modernen Kriegen voll auf die Wirtschaftskapazität und die technische Organisation stützt, das entscheidende Mittel wird, um der politischen Idee zum Erfolg zu helfen, unterwerfen sich die Planer damit automatisch den Gesetzen der Strategie und nicht mehr nur denen der Politik. So ist auch Stalins Bereitschaft als eine politisch-propagandistische Einzelphase zu werten, die sich in die gesamtstrategische Konzeption der Sowjets schmiegsam einpaßt.

Diese Analyse der Absichten der Sowjets ist notwendig, wenn man sich zu Beginn des Neuen Jahres mit dem Für und Wider der deutschen Wiederbewaffnung auseinandersetzt. Es gibt zahlreiche Gründe, die gegen eine Aufstellung deutscher Verbände sprechen. Zu allererst werden, so argumentiert man, deutsche Divisionen bis zum Beginn eines Krieges, den niemand will, den Eisernen Vorhang zu einer endgültigen Grenze zwischen den Deutschen machen. Das ist eine bittere Feststellung, die nur den einen Fehler hat, daß man ihr eine Ursache unterschiebt, die nicht zutreffend ist, weil man sich den wahren Grund nicht eingestehen will.

Unsere restaurierte Bundesrepublik ist zum legitimen Nachfolger des Reichs geworden. Sie hat damit vor allem die schweren Belastungen mit übernommen, die sich aus dem totalen Verlust des letzten Krieges ergeben haben. So leben wir weiter in der Fiktion der Einheit und müssen deshalb eine Politik des „als ob“ treiben. In Wirklichkeit sind wir getrennt, und es ist einfach nicht wahr, wenn man zur Entschuldigung der Politik der Illusionen erklärt, die Aufstellung einer neuen deutschen Armee vollende das, was in Wirklichkeit schon 1945 vollendet war — die Spaltung.

Weiterhin wird gegen deutsche Divisionen angeführt, sie müßten, aufgestellt, ohne von einer zündenden politischen und militärischen Idee erfüllt zu sein, gegen die ideologisch hervorragend geschulte Rote Armee versagen. Dieser Anwurf ist schwerwiegend. Sollten wir innerhalb der nächsten Jahre zwölf Divisionen aufstellen, dann wird niemand so kühn sein, anfangs an die geistige Stärke und Überlegenheit der deutschen Truppen zu glauben. Man kann nur hoffen, daß sie, zu Beginn aus Freiwilligen bestehend, schnell einen Korps-Geist entwickeln, der die ersten Jahre der Leere ausfüllt. Hier wird das Problem der Armee das Problem der Nation, denn wenn das deutsche Volk nicht von dem Ideal der Freiheit erfaßt ist, werden es seine Soldaten auch nicht sein können. Eine Kritik an der Armee und das Mißtrauen gegen sie, wird in diesem Falle zur Kritik am Volk und zu einem Mißtrauen, das sich gegen einen jeden Staatsbürger richten muß.

Schließlich erklären die Gegner einer deutschen Armee, wenn man schon Soldaten aufstellte, müßten sie zur militärischen Elite gehören, und man sollte deshalb den Gedanken, eine Europa-Armee zu bilden, weit von sich weisen. Gewiß soll die Europa-Armee — sie wird im übrigen niemals in der jetzt geplanten Form entstehen — nach politischen Gesichtspunkten aufgebaut werden. Die Idee, eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft zu gründen, ist aus dem Mißtrauen der Franzosen entstanden, die hierbei zugleich die Chance nutzten, daß die Amerikaner noch keinen echten Entschluß gefaßt hatten, ob sie und der Westen sich nun für einen dritten Weltkrieg rüsten oder man sich nur den Methoden des kalten Krieges anpassen müßte. Die Franzosen haben sich für die politische Lösung entschieden, die nach ihrer Auffassung in der politischen Atmosphäre des Kalten Krieges völlig ausreicht.

Der Gedanke der Europa-Armee hat aber zumindest theoretisch drei Vorteile. Erstens wäre mit seiner Verwirklichung ein politisch tragbarer Weg begangen, um die deutsche Wiederbewaffnung überhaupt starten zu können. Die völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Schwierigkeiten, die schon bei der Aufstellung eigener Heere zu berücksichtigen sind, müssen bei einem besiegten Staat in den Demokratien noch mehr ins Gewicht fallen. Für totalitäre Staaten ist die Frage der Aufstellung von Divisionen lediglich ein Rechenexempel. Für den Westen werfen sie eine Fülle fast unlösbarer Probleme auf. Nur so ist unter anderem das klägliche Ergebnis der atlantischen Aufrüstung erklärlich, die mit der deutschen Bewaffnung eng verbunden ist.

Zweitens haben die Besprechungen über die Europa-Armee den Vorteil, daß damit technische Vorbereitungen getroffen worden sind, die bei der Nichtverwirklichung des eigentlichen Ziels, die Europäische Verteidigungsgemeinschaft zu schaffen, von besonderer Bedeutung für den Abschluß einer amerikanisch-deutschen Militär-Allianz sein können. Die auf dem Petersberg, in Bonn und Paris geleistete Arbeit ist niemals umsonst gewesen, denn sie ist auch gleichzeitig eine Unterlage für die Aufstellung deutscher Verbände im Rahmen einer größeren atlantischen Gemeinschaft unter amerikanischem Oberbefehl.

Drittens hat die Konzeption der Europa-Armee den großartigen Gedanken der Integration gebracht, der auf jeden Fall als die militärische Vision unserer Epoche erhalten bleiben sollte.

Sämtliche Einwände gegen eine deutsche Bewaffnung lassen sich aber global mit der nüchternen Feststellung abtun, daß wir als Deutsche nur noch einen geringen Spielraum auf dem Gebiet haben, den wir noch als Außenpolitik bezeichnen können. Natürlich sind wir auch nach diesem Kriege nicht unbedingt ein Satellit der Vereinigten Staaten. Aber unsere Abhängigkeit von Washington ist ja nicht nur wirtschaftlicher Art. Wir gehören unserer geistigen Haltung nach, vor allem nach der Option für den Westen, einer Welt an, die von einem gemeinsamen Feind bedroht wird. Allein könnten wir uns gegen ihn nicht verteidigen. Wir brauchen

immer die größere Gemeinschaft. In dieser aber bestimmen die Amerikaner, weil sie den meisten Schutz gewähren können. Wenn Washington deshalb die Doktrin der Politik der Stärke verkündet, kann Bonn niemals das Gegenteil tun wollen.

Wie soll nun die Politik der Stärke bei uns aussehen? Theoretisch müssen wir bei unseren Betrachtungen immer noch von den Planungen für die Europa-Armee ausgehen. Danach hätten wir zwölf Divisionen aufzustellen. Die Erziehung von Luft- und Seestreitkräften liefe parallel. Das Rückgrat der Verteidigung wären jedoch immer die Einheiten, die vor allem für die atlantische Planung eine bedeutende Verstärkung sein müßten. Nach der Ratifizierung des Vertragswerkes über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft durch alle sechs Staaten — an die zur Zeit nicht zu denken ist — könnten im Sommer die ersten Freiwilligen eingezogen werden. Es handelte sich dabei um die ersten Stammeinheiten, die voraussichtlich in Amerika ausgebildet würden. Wenn Ende des Jahres 1953 rund fünfzig- bis sechzigtausend Freiwillige ihre erste Ausbildung hinter sich hätten, könnte der Rahmen dieser Armee erweitert werden, so daß im Sommer 1954 rund die doppelte Anzahl an Freiwilligen zur Verfügung stünde. Nicht vor Herbst 1954, voraussichtlich aber erst April 1955, wäre bei diesem „Fahrplan“ an eine Einberufung von Jahrgängen innerhalb eines Gesetzes der allgemeinen Wehrpflicht zu denken.

Dieser Terminkalender zeigt, wie unnötig einerseits die Aufregung über die allgemeine Wehrpflicht ist und wie unsicher jede Berechnung über deutsche Verbände überhaupt bleibt, solange über die politische Lösung ihrer Aufstellung noch Unklarheiten herrschen. Voraussichtlich wird dem Bewußtsein des einzelnen Deutschen viel Zeit gelassen, bevor die Wiederbewaffnung Wirklichkeit wird. Ganz allmählich und nicht in Form eines Schockes wird sich die Nation in die Tatsache einfinden können, die zur Zeit immer noch den Stempel des Außerordentlichen trägt. Diese Entwicklung hat psychologisch etwas sehr Beruhigendes, sie darf aber nicht dazu führen, daß man die Aufstellung der Verbände nun, einer alten Gewohnheit folgend, deshalb den militärischen Fachleuten allein überläßt. Von deutschen Divisionen gilt in diesem besonderen Fall das, was ein sterbender französischer Offizier allgemein vom Kriege sagte, als er meinte, der Krieg sei eine viel zu ernste Sache, als daß man ihn nur den Militärs anvertrauen könnte.

Soldat wird, wer durchfällt

Ein Bericht amerikanischer Kommilitonen

Die Mehrzahl der gegenwärtig an den amerikanischen Universitäten studierenden Studenten ist bei dem für ihren Wohnsitz zuständigen civilian draft board (etwa: Wehrbezirkskommando) registriert. Durch den „Selective Service Act“ aus dem Jahre 1948 sind alle männlichen Amerikaner verpflichtet, sich dort registrieren zu lassen, sobald sie ihr 18. Lebensjahr vollendet haben.

Dieses civilian draft board entscheidet dann selbständig, ob die dort registrierten jungen Männer unter den Selective Service Act fallen, wann sie eingezogen werden und unter welchen Voraussetzungen dieses geschieht.

Nach militärischen Gesichtspunkten werden die Dienstpflichtigen in verschiedene Gruppen eingestuft. Es gibt z. B. die Gruppe der Männer, die physisch und auch in sonstiger Beziehung voll dienstfähig sind. Eine zweite Gruppe bilden die bereits im militärischen Dienst stehenden. Außerdem gibt es noch die verschiedenen Gruppen der „Zurückgestellten“. Wer dazu gehört, ist entweder dauernd oder auch nur zeitweilig vom militärischen Dienst befreit. Hierher gehören landwirtschaftliche Arbeiter, Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, verheiratete Männer mit Kindern und schließlich auch Studenten.

Die Rechte der Studenten sind sehr unbestimmt, denn im Gesetz ist nur festgelegt, daß Studenten, die „vollen Unterricht in einem anerkannten Erziehungsinstitut erhalten“, bis zum Ende des Studienjahres zurückgestellt werden, in dem sie in diese Kategorie eingestuft worden sind. Was nach diesem Jahr geschieht, und ob der Student nochmals zurückgestellt oder dann eingezogen wird, hängt vom Ermessen seines draft board ab. Entscheidend ist die Einstellung der Mitglieder eines draft board. In ländlichen Bezirken, wo nur wenige das College besuchen und diejenigen, die es tun, noch als „city snobs“ angesehen werden, wird das draft board natürlich gerade die Studenten möglichst schnell einziehen.

Auch andere Dinge können diese Frage entscheiden. Ein Student kann versuchen, sein board davon zu überzeugen, daß es richtig ist, ihm noch ein Jahr zum Studieren zuzugestehen. Er kann auch seine Universität bitten, dem draft board einen Bericht über alle Zensuren zu übersenden, die er bisher in seinen Kursen erhalten hat. Sind die Leistungen gut, dann wird das board den Studenten wahrscheinlich jeweils noch ein volles Jahr zurückstellen.

Außerdem kann der Student (und viele tun es jetzt) an einem der Tests teilnehmen, die von dem Selective Service System abgenommen werden. Die Ergebnisse dieser Prüfung werden automatisch dem draft board des Studenten zugestellt, und es steht dem board frei, den Studenten daraufhin für ein weiteres Jahr zurückzustellen.

An vielen Universitäten haben die Studenten auch die Möglichkeit, neben ihrem Studium an militärischen Übungen teilzunehmen, um so ihrer Dienstpflicht nachzukommen. Es handelt sich hierbei um das „Reserve Officer's Corps“-Programm (ROTC). Der Student nimmt 4 Stunden wöchentlich an militärischen Übungen und an einem Instruktionkursus teil, zu dem er sich vorbereiten muß. Es werden dann Arbeiten geschrieben und Tests abgehalten. Außerdem erhält er noch den College-Unterricht oder studiert an der Universität (z. B. Philosophie, Chemie oder Sozialwissenschaften) und kann in diesem Fach nach vier Jahren einen Grad erwerben. Dieser ROTC-Kursus dauert vier Jahre. Danach muß der Student noch zwei Jahre in Heer, Marine oder Luftwaffe dienen — genau so wie alle anderen Studenten, die nach ihrem College-Jahr eingezogen werden, — aber mit dem Unterschied, daß er sofort sein Patent erhält, d. h. besser bezahlt wird und ein bequemeres Leben führen kann.

Der Nachteil dieses Verfahrens liegt darin, daß der ROTC-Student nach seiner zweijährigen Dienstzeit noch fünf Jahre in der Reserve bleiben muß. Das bedeutet natürlich, daß er innerhalb dieser fünf Jahre jederzeit auf eine Einberufung gefaßt sein muß. Während des Korea-Krieges erfreut sich dieser Gedanke keiner besonderen Beliebtheit, denn die Reserve könnte jederzeit einberufen werden. Wer nach der zweijährigen Dienstzeit ausgeschieden und nicht Offizier geworden ist, wird als Zwei-Jährig-Gedienter nicht wieder eingezogen.

Studenten, die die Gefahr vermeiden wollen, daß sie in der Mitte ihres Studiums eingezogen werden, melden sich entweder freiwillig oder lassen sich einziehen, bevor sie ihr Studium beginnen. Diese Studenten beginnen dann nach der zweijährigen Unterbrechung ihr Studium — wenn sie nicht sechs Fuß unter koreanischer Erde im Grab liegen.

Die ehemaligen Soldaten werden bei ihrer Universitätsausbildung weitgehend vom Staat gefördert.

Einer der Gründe dafür, daß so wenig amerikanische Studenten im Ausland studieren, ist die Tatsache, daß das draft board ihnen oft die Zustimmung zum Verlassen des Landes verweigert. Der Student kann trotzdem ins Ausland gehen, muß dann aber bereit sein, innerhalb weniger Tage nach Amerika zurückzukehren, wenn das draft board ihm den Gestellungsbefehl schickt. In der Regel werden ausländische Universitäten von den amerikanischen draft board nicht als „Anerkannte Erziehungsinstitute“ im Sinne des Gesetzes angesehen. Die Studenten würden also nicht vom Wehrdienst zurückgestellt werden, wenn sie im Ausland studieren würden, außer wenn es auf Veranlassung der Regierung in einem offiziellen Austausch geschieht.

Clive Gray und Richard Ward

Herrn Schachts Privatpolitik

Von Franz Böhm

Der Herr Schacht ist wieder einmal im Kommen. Er will eine Bank gründen und hat in Hamburg zunächst die Erlaubnis hierzu nicht erhalten. Die Leute sagen: warum will man Herrn Schacht nicht ein Geschäft aufmachen lassen? Offenbar will man an ihm politisch Rache nehmen. Da sind wir ganz entschieden dagegen. Politisch mag man gegen Herrn Schacht sein. Aber auf Geld und Kredit versteht er sich. Das muß ihm der Neid lassen. Konsultiert ihn nicht schon heute wieder das ganze Morgenland? Also Schluß mit dem kleinlichen Schikanieren! Wir wollen, daß man Herrn Schacht treiben läßt, was er gelernt hat und was er besser kann als die meisten Leute, die heute herumlaufen.

Wenn man so argumentiert, so übersieht man etwas sehr Wichtiges. Einige übersehen das tatsächlich. Sie übersehen es, weil sie ein sehr ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl haben, das sie ehrt. Sehr viele aber wollen es absichtlich übersehen. Diese Leute sind nicht aufrichtig. Sie sympathisieren mit dem Politiker Schacht, während ihnen seine Hamburger Bank im Grunde ganz gleichgültig ist. Sie wünschen, daß Herr Schacht seine Bank bekommen soll, weil sie wünschen, daß Herr Schacht und noch eine Reihe von anderen Herren bei uns im Lande wieder eine führende Rolle im politischen Leben spielen sollen, und weil sie sich sagen, daß Herr Schacht diese Rolle wieder spielen wird, sobald er seine Bank hat. Und diese Leute wissen ganz genau, daß die sentimentale Vorstellung von einem energischen und unverwundlichen alten Herrn, der an seinem Lebensabend noch einmal in seinem gelernten Beruf tätig werden will und dem man das aus lauter Ranküne verwehrt, daß diese sentimentale Vorstellung mit der Wahrheit wenig zu tun hat. Es gibt schwerere Schicksale als das Schicksal des Herrn Schacht, und kein Hahn kräht nach diesen Schicksalen.

Also stellen wir zunächst einmal die Frage: Wer ist Herr Schacht?

Zunächst: Herr Schacht ist kein unbeschriebenes Blatt. Er hat mehr als dreißig Jahre lang eine Rolle in unserem öffentlichen Leben gespielt, eine sehr markante Rolle und im vollen Scheinwerferlicht. Herr Schacht ist keine graue Eminenz, die ihren Einfluß im Verborgenen ausübt, sondern ein Mann, der sich ganz offen einzuschalten pflegt, wenn es ihm paßt. Er hat sich seine Rolle durchaus selbst zurechtgelegt. Und diese Rolle war und ist immer die gleiche: die Rolle einer Nebenregierung. Und er ist auch der Mann dazu, eine solche Rolle zu spielen, denn er ist klug, sehr fähig, energisch und besitzt darüber hinaus eine Eigenschaft, die bei uns — abgesehen vom Krieg — sehr selten ist: er hat Mut.

In der Weimarer Zeit bis zum Aufkommen der NSDAP beschränkte sich die Nebenregierungsaktivität des Herrn Schacht im wesentlichen auf Geld-, Währungs- und Wirtschaftspolitik, also auf ein Gebiet, für das sich ein enger Kreis von Fachleuten und Politikern interessiert. Solange Dr. Schacht Reichsbankpräsident war, kam ihm das Recht, unabhängig von der Regierung zu handeln, von rechts wegen zu; das Gesetz bestimmte, daß der Notenbankpräsident unabhängig sein sollte, und Herr Schacht befolgte dieses Gesetz mit großer Gründlichkeit. Als er dann aber nicht mehr Reichsbankpräsident war, sah er sich nach einer anderen Machtgrundlage um. Er fand sie — zur maßlosen Überraschung aller, die ihn zu kennen glaubten, denn er galt damals als Demokrat — in der Harzburger Front. Ich erinnere mich noch deutlich an den alarmierenden Eindruck, den es bei allen Gegnern der NSDAP machte, als plötzlich Herr Schacht Arm in Arm mit Herrn Hugenberg bei den großen Heerschauen des Stahlhelm Paraden abnahm, als es bekannt wurde, daß er im Hotel Kaiserhof in Berlin, dem damaligen Hauptquartier Hitlers, ein- und ausging, daß er zu denjenigen gehörte, die sich für eine Machtübernahme der NSDAP, für die Bestellung Hitlers zum Reichskanzler einsetzten, und als man ihn mit zum Hitlergruß erhobener Hand in der Wochenschau bewundern konnte — wohlverstanden im Jahr 1932! Wie es seine Art ist, betrieb er diese Politik so herausfordernd, wie es ihm nur irgend möglich war.

Daß Schacht damals zur Harzburger Front übertrat, war für Deutschland geradezu ein Schicksalsschlag. Denn die zentrale Figur, von der es abhing, ob Hitler Reichskanzler werden oder aber vor die Entscheidung gestellt werden sollte, die Macht entweder mit Gewalt zu erobern oder eine offene Niederlage einzustecken, war damals der Reichspräsident Hindenburg. Jeder wußte, daß Hindenburg dem „böhmischen Gefreiten“ nicht über den Weg traute. Aber jeder wußte auch, daß er mit der Harzburger Front und den Männern, die sie anführten, sym-

pathisierte, wenn ihm auch Männer wie Hugenberg, Seldte und vor allem Düstberg nicht ganz liegen mochten. Der Beitritt Schachts aber verstärkte das Gewicht der Harzburger Front beträchtlich; sie gewann an politischer Seriosität. Jedermann verstand diesen Beitritt dahin, daß Schacht damit sagen wollte: Mag dieser Hitler und sein Anhang sein, wie er will, mit denjenigen Männern, die heute das Regiment in Händen halten, geht es jedenfalls nicht. Und das war eine Musik, die in den Ohren Hindenburgs Widerhall fand. Man kann sicherlich, ohne sich der Geschichtsfälschung schuldig zu machen, sagen, daß die Haltung von Männern wie Schacht und v. Papen für die Kapitulation Hindenburgs vor Hitler bestimmend waren. Aber sei dem, wie es wolle, so steht doch unumstößlich fest, daß es Schacht damals für richtig gehalten hat, die braunen Bestien auf Deutschland loszulassen und zwar in voller Kenntnis der Tatsache, daß diese Leute ganz offen mit einer Nacht der langen Messer nach ihrem Sieg drohten.

Was mochte sich Schacht dabei gedacht haben? An der Brutalität der braunen Garde Hitlers konnte er kaum zweifeln. Aber wahrscheinlich zweifelte er an ihrer Fähigkeit, mit der Aufgabe fertig zu werden, einen großen Staat zu regieren. Schacht hatte damals einen Plan, wie die Arbeitslosigkeit bekämpft werden könne, und er nahm — sicher mit Recht — an, daß Hitler und seine Paladine keine Ahnung hatten, wie man so etwas geldpolitisch und wirtschaftspolitisch durchführt. Er nahm ferner — und wie sich dann zeigen sollte, ebenfalls mit Recht — an, daß Hitler ihn, Schacht, holen würde, wenn er, Schacht, sich der NS-Bewegung rechtzeitig zur Verfügung stellen werde. Und für diesen Fall gedachte Herr Schacht, sich innerhalb des nationalsozialistischen Regimes eine ähnliche, ja eine noch größere Machtstellung zu verschaffen wie in der Weimarer Republik, die es ihm gestattete, eine Nebenregierung aufzurichten und Hitler am kurzen Zügel zu halten, falls er nicht parieren wollte. Der Gedanke an eine Zeit des Terrors schreckte ihn offenbar nicht. Vielleicht sagte er sich: Hitler und sein Terror kommen doch, ob ich nun mitmache oder nicht. Mache ich mit, so kann ich, was außer mir niemand kann, nämlich dieses Regime nach einigen Jahren wieder außer Kurs setzen.

Die Rechnung des Herrn Schacht ging nicht auf. Der Terror kam, aber er ging nicht mehr weg. Herr Hitler ließ sich von Herrn Schacht zwar aufs Pferd hinaufhelfen, aber er lehnte es ab, sich von Herrn Schacht von diesem Pferd wieder hinunterwerfen zu lassen. Als er schließlich mit einem Aufwand von mehreren Millionen Menschenleben von den vereinigten Armeen nahezu aller Großmächte von diesem Pferd heruntergeworfen wurde, saß Herr Schacht in einem der Konzentrationslager Adolf Hitlers.

Dieser Mann also ist es, der heute in Hamburg und anderswo eine Bank gründen will, um eine Basis zu haben, das deutsche Volk zum drittenmal mit seiner Nebenregierung zu beglücken. Dabei braucht er diese Basis gar nicht, sondern hat seine Nebenregierung bereits wieder in alter Frische aufgerichtet, indem er bei den Königen und Regierungschefs des Morgenlandes herumreist und daselbst Außenpolitik auf eigene Faust betreibt. Als er von seiner letzten Orientfahrt auf deutschem Boden eintrifft, gibt er ein Interview. Er teilt den versammelten Presseleuten — nicht etwa dem Bundeskanzler oder dem Auswärtigen Amt — mit, General Naghib habe ihm gesagt, der Vertrag, den die Bundesregierung mit Israel abgeschlossen habe, sei ein Schlag ins Gesicht Ägyptens. Was er selbst dem General Naghib bei dieser Gelegenheit gesagt hat, teilt Herr Schacht den Presseleuten nicht mit. Auch der General Naghib wird uns das wohl kaum mitteilen.

„Schacht, der Botschafter Deutschlands!“ jubeln die deutschen Illustrierten Zeitungen, und daß Herr Schacht nicht auf den Bundeskanzler Adenauer gewartet, sondern sich selbst zum Botschafter ernannt hat, verstärkt diesen Jubel noch ganz beträchtlich. Ein großer Teil unserer Mitbürger jubelt heute auf pfiffigen Stockzähnen solcher Art. Von den Zeitungskiosken schreien knallige Schlagzeilen den Passanten zu, daß Schacht im Hofbräuhaus fünf oder sechs Paar Weißwürste gegessen habe oder daß er dritter Klasse von Hamburg nach Köln gefahren sei. Wer muß da nicht an den Herrn von Eisenstein aus der Fledermaus denken: „O je, o je, wie rührt mich das!“ Kurz, die Propaganda klappt wie am Schnürchen, und die Nebenregierung des Herrn Schacht hat sich jedenfalls den illustrierten Teil unseres deutschen Blätterwaldes mit Erfolg angelacht. Er sagt sich wahrscheinlich: ein Mann, der recht zu wirken denkt, muß auf das beste Werkzeug halten, und er scheint seine

deutschen Landsleute ganz gut zu kennen. Gegenwärtig sitzt er jedenfalls auf dem arabischen Pferd und die illustrierte Presse ist denn auch prompt auf dieses gleiche Pferd mit hinaufgeklattert.

Wir müssen aber noch einmal auf die Tätigkeit Schachts im Dritten Reich zurückkommen.

Hier muß zunächst einmal zur Ehre Schachts festgestellt werden, daß sich Herr Schacht keineswegs einfach gleichgeschaltet, sondern tatsächlich den Versuch gemacht hat, sich im Dritten Reich Adolf Hitlers als Nebenregierung zu etablieren. Kaum zog er wieder ins Reichsbankpräsidium und — nach Hugenberg's Sturz — ins Reichswirtschaftsministerium ein, da suchte und fand er Händel mit der NSDAP, besonders mit Goebbels, Rosenberg und ähnlichen Paladinen, die sich auf die Pflege der NS-Weltanschauung spezialisiert hatten. Er wußte, daß man ihn brauchte, zuerst zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit und sodann zur Aufrüstung und für die Vier-Jahrespläne. Und er wußte ferner, daß damals insbesondere Göring von der Unentbehrlichkeit Schachts ebenso überzeugt war wie Schacht selbst. Denn auch Göring wollte damals keine Weltanschauung, sondern eine Flugwaffe und eine Millionarmee. Schacht deckte auch fähige Mitarbeiter und Beamte, die sich bei der Partei unbeliebt gemacht hatten, und machte auch sonst aus seinem Herzen keine Mördergrube. Er bekannte sich offen und herausfordernd als Freimaurer und ließ eine Reichsbankdenkschrift erscheinen, die damals unter den Gegnern Hitlers beinahe ebenso kursierte wie später die Predigten des Kardinal Faulhaber, des Bischofs Galen oder des Landesbischofs Wurm, Niemöllers, Gollwitzers usw.

Aber diese Privatfehde Schachts richtete sich nur gegen die Parteinstanzen der nachgeordneten Regionen; sie richtete sich nicht gegen Hitler. Diesem diente er und an diesen hat er auch eine Zeit lang geglaubt. Kaum ein anderer Mensch innerhalb und außerhalb der Partei hat zur Stärkung der Macht Hitlers in so hohem Grade beigetragen wie Schacht. Schacht verschaffte Hitler und dem Nationalsozialismus alles das, was Hitler und der Nationalsozialismus nicht selbst von Hause mitbrachten. Vor allem im ersten Stadium solides Geld und im zweiten aufgeblähtes Geld.

Daß Schacht im ersten Stadium auf solide Weise Geld beschafft hat, sei ihm verziehen, obwohl er es für Hitler tat. Denn er tat es auch für die Arbeitslosen. Aber jedermann hat ihm damals gesagt, und er selbst hat es auch ganz genau gewußt, daß er mit der Kreditspritze aufhören mußte, sobald einigermaßen Vollbeschäftigung erreicht war. Aber er hat nicht aufgehört, sondern auch im zweiten Stadium mit der Politik der Kreditausweitung fortgefahren. Und jetzt ging es nicht mehr um die Beseitigung der Arbeitslosigkeit sondern um die Aufrüstung. Er stellte sich also nicht nur für die Machtübernahme Hitlers zur Verfügung, sondern auch für die Kriegsvorbereitung. Und das Geld für Hitlers Krieg war inflatorisches Geld. Es entzieht sich meiner Kenntnis, inwieweit Schacht an der Idee des allgemeinen Preisstops teilhatte, d. h. an der Idee, das äußere Symptom einer Inflation, nämlich das Steigen aller Preise, zu beseitigen; die andere Idee, die Devisenzwangswirtschaft mit einer Zwangsbewirtschaftung der Importe zu koppeln, hatte in ihm jedenfalls einen warmen Befürworter. So schlidderten wir in die „zurückgestaute“ Inflation des zweiten Weltkrieges hinein. Die Quittung wurde den deutschen Sparern im Sommer 1948 mit der Währungsreform präsentiert.

Es ist richtig, daß Schacht später auf dieser abschüssigen Bahn bremsen wollte. Aber was heißt das? Er mußte doch wissen und wußte es auch sicherlich, daß Hitler nicht nur aufrüsten sondern auch Krieg führen wollte. Und er mußte wissen und wußte es auch sicherlich, daß kriegführende Staaten gar nicht in der Lage sind, eine Inflation abzubremsen, selbst wenn sie keinen Hitler zum Führer haben. Es ist doch mehr als dürftig, wenn heute behauptet wird, die von Schacht angewendeten Maßnahmen seien zunächst ganz einwandfrei gewesen; wenn sie später mißbraucht worden seien, so dürfe man das nicht Schacht zur Last legen. Doch, das dürfen wir. Denn erstens hat Schacht noch in eigener Person die ersten Schritte auf der abschüssigen Bahn selbst angeordnet. Und zweitens hat er mit vollem Bewußtsein eine Aufrüstung finanziert, von der er gewußt hat, daß sie keine defensive Aufrüstung, sondern eine Aufrüstung zum Kriege war.

Das ist keine leere Behauptung, sondern dafür gibt es Beweise. Schacht und Goerdeler wurden von Hitler aufgefordert, sich gutachtlich darüber zu äußern, wie sie die Aussichten des Reiches für den Fall eines großen Krieges in wirtschaftlicher Hinsicht beurteilten. Beide Männer haben ihre Gutachten erstattet. Göring leitete sie an Hitler weiter, wobei er Hitlers Aufmerksamkeit vor allem auf den anmaßenden Charakter des Gutachtens von Goerdeler hinlenkte. Gegen das Gutachten

SÜDDEUTSCHE BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

Zentrale: München - Frankfurt (Main)

Aktienkapital und Reserven 56,2 Millionen DM



101 Geschäftsstellen in Süddeutschland

Auskunft und Beratung in allen Fragen des Außenhandels

früher DEUTSCHE BANK

Widerstand gegen das Unrecht

Schacht hatte Hitler wenig einzuwenden, das Gutachten Goerdeler versah er mit Randbemerkungen, von denen das Wort „Freiheit“ noch das mildeste war. Diese Gutachten befanden sich später im Besitz der Alliierten und haben, soviel ich weiß, in den Nürnberger Prozessen eine Rolle gespielt. Jedenfalls hat sich Goerdeler mir gegenüber wiederholt bitter darüber beklagt, von Schacht im Stich gelassen worden zu sein, als es sich darum handelte, Hitlers Kriegsplänen entgegenzutreten. Als Schacht in die Gegenlinie einschwenkte, hatte er bereits alles getan, was Hitler von ihm erwartete, und besaß infolgedessen keine Machtposition mehr.

Sicherlich gehört Schacht nicht zu den totalitären Machthyänen ohne Gewissen und humane Bildung. Aber er gehört doch derjenigen deutschen Bildungsschicht an, deren politisches Glaubensbekenntnis um die Idee der „Staatsraison“ und der „Realpolitik“ herumkreist, und zu denjenigen Intellektuellen, die zum Recht, zur öffentlichen Moral und vor allem auch zur Wahrheit nur ein sehr abgekühltes und etwas zynisches Verhältnis haben. Da diese geistige Haltung aus der Höhengschicht der gelehrten Historiker und Diplomatenkreise, wo sie ursprünglich beheimatet war, auf dem Umweg über das gebildete Bürgertum mit Hugenbergs und Hitlers Hilfe allmählich in die breiten Schichten hinuntergesickert ist, findet ein Mann wie Schacht heute leicht und lebhaften Anhang beim Publikum. Und niemand weiß das besser als Schacht selbst. Deshalb ißt er sechs Paar Weißwürste in München und fährt dritter Klasse von Hamburg nach Köln; die Journalisten, die davon Kenntnis nehmen, sind immer zufällig in der Nähe. Und die Geschichte mit der Hamburger Bank und dem ganzen Trara, das sich daran anknüpft, ist vollends nach dem Herzen der Leser unserer Illustrierten, die einen treffsicheren Instinkt dafür haben, wann und wo und wie der Demokratie eins ausgewischt werden soll.

Es geht im Fall Schacht nicht darum, ob er seine Bank bekommt oder nicht. Wohl aber darum, daß auf diesen Mann, solange er sich im öffentlichen Leben bewegt, ein lichtstarker Scheinwerfer gerichtet wird und daß alle seine Schritte von denjenigen, die ihr Land vor falschen Göttern und neuen Abenteuern bewahren wollen, mit der größten Aufmerksamkeit und dem größten Mißtrauen beobachtet werden. Eine neue Schacht-Legende ist gerade das, was wir heute brauchen! Und zu dieser Schacht-Legende gehört vor allem die Vorstellung von einem aktiven, nationalen Finanzzauberer, der, anstatt sich an dem fruchtlosen Gezänk der Berufspolitiker zu beteiligen, den vorderen Orient bereist, um für die Bundesrepublik neue Absatzmärkte zu erschließen und auf eigene Faust, abseits unserer Berufsdiplomatie, das deutsche Ansehen in der Welt wieder herzustellen. Ich persönlich bin überzeugt davon, daß Herr Schacht manchen Auftrag für deutsche Unternehmer von seinen Reisen mitbringt. Aber ich bin ebenso überzeugt davon, daß er auf diesen Reisen deutsche Außenpolitik ohne und gegen die verfassungsmäßige Regierung treibt, eine Außenpolitik, die es für richtig hält, die Sympathien ausgerechnet in demjenigen Teil der Welt zu aktivieren, der zu Hitler gehalten hat und der heute an die Bundesrepublik das Ansinnen stellt, die Außenpolitik des Dritten Reiches fortzusetzen. Mehr als eine Tatsache spricht dafür, daß sich Herr Schacht zum Wortführer solcher orientalistischer, teils antienglischer, teils antijüdischer Wünsche zu machen gedankt, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er ausländische Staatsmänner und Wirtschaftskreise über die deutschen Verhältnisse in einer Weise politisch informiert, die uns im Ausland schadet und im Inland diejenigen Kräfte stärkt, die Herr Schacht schon einmal zu unserem Verderben und zu unserer Schmach auf uns losgelassen hat.

Als dieser Artikel geschrieben wurde, lag die Nachricht noch nicht vor, daß Herr Schacht am 15. Dezember in Damaskus Erklärungen abgegeben hatte, die dann den Anlaß zu dem in der Frankfurter Rundschau abgedruckten Artikel des Verf. „Schacht treibt private Außenpolitik“ vom 19. Dezember gegeben haben. Es war noch nicht bekannt, daß die syrische Regierung Herrn Schacht durch eine Ehrenkompanie und drei Minister begrüßte. Auch fehlte die offenbar von Herrn Schacht oder seinen Freunden selbst lancierte Nachricht, daß der deutsche Gesandte in Damaskus auf Bonner Anweisung Herrn Schacht ignorierte, daß die syrischen Regierungsstellen über dieses Verhalten des deutschen Gesandten „befremdet“ gewesen seien und daß sich daraufhin der Gesandte incognito in das Hotel Schachts begeben und sich von einem Kellner Herrn Schacht habe vorstellen lassen. Inzwischen (am 30. Dezember) ist auch die neueste Nummer der „Deutschen Illustrierten“ erschienen (vom 3. Januar 1953!), die auf S. 6 unter dem Titel: „Arabien ruft Deutschland“ ein Interview mit General Naguib bringt. Darin finden sich folgende zwei Sätze des ägyptischen Staats-Chefs: „Deutschland ist immer noch ein besetztes Land und ist — unterdrückt (oppressed). Deutschland kann sich nicht selbständig bewegen.“ Man vergleiche diese Sätze mit den beiden Sätzen Schachts aus seiner Damaskus-Erklärung vom 15. Dezember: „Die Bundesrepublik ist durch ausländische Besetzung gelähmt. Sie ist nicht frei in ihren Entschlüssen gewesen, als sie das Wiedergutmachungsabkommen mit Israel unterzeichnete.“

Die Dinge liegen also noch viel ernster, als der Verfasser angenommen hatte, als er diesen Beitrag für den Diskus niederschrieb ..

Der Bundesjugendring hat auf seiner 7. Vollversammlung, Ende November 1952, eine Resolution gegen die Beteiligung von Jugendlichen an Aktionen des offenen politischen Widerstandes gegen das Sowjetzonenregime beschlossen. Diese Resolution verleitet zu dem falschen Schluß, daß es in der Hand westdeutscher oder westberliner Stellen läge, wie der Widerstand in der Sowjetzone organisiert wird. Sie stützt damit arglos das immer wieder vor den Gerichten der Sowjetzone vorgetragene Argument, die Oppositionellen würden die Motive für einen Widerstand aus machtpolitischen oder egoistischen Zielen einer „westlichen Welt“ beziehen und schlechthin im Auftrage von Zentralen außerhalb der Zone arbeiten. Wer sich aber diese Meinung zu eigen macht, mißachtet die Tatsachen. Einmal wird der Kampf im sowjetischen Machtbereich dadurch zu einem beliebigen Widerstand gegen einen beliebigen Staat und seine Organe oder Funktionäre, zum anderen kann damit jede Unterstützung des Widerstandes in der Zone leicht in den Ruf parteipolitischer Machenschaften geraten. Der echte politische Widerstand aber bezieht seine Motive nicht aus Machtzielen einer politischen Gruppe, sondern aus der Einsicht, daß die politischen und sogar die persönlichen Freiheiten des einzelnen Bürgers und Menschen in diesem Staat zu nichte gemacht wurden. Der aktive Widerstand in der Zone also ist nicht allein die bewußte Bekämpfung der Auswirkungen eines Staatssystems, sondern zu einem Teil bereits die Äußerung blinder Verzweiflung gegen Anordnungen der Regierung.

Durch eine ständig zunehmende Einengung der privaten Existenz des Einzelnen bekommen auch die unpolitischen Menschen die Macht des Staates zu spüren. Sie müssen erfahren, daß selbst die wenigen durch die Verfassung ihnen zustehenden Rechte nicht ohne Gefahr wahrgenommen werden können.

Ist es nicht schon eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, wenn der Bürger nicht mehr zu einem Verwandtenbesuch fahren kann, ohne daß sich sofort der SSD (Staats sicherheitsdienst) nach dem Zweck der Reise erkundigt? Ist es nicht eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, wenn jemand bei Unterschriftensammlungen, sei es zur „Ächtung der Atombombe“ oder zu irgendeinem der vielen „Friedensaufrufe“ die Unterschrift verweigert, man ihn darauf in Versammlungen, in der Presse oder im Rundfunk als „Reaktionär“ bezeichnet, oder oft sogar verhaftet? Muß sich nicht der Bürger beengt fühlen, wenn ihm bei Reisezug-Kontrollen sein Gepäck durchsucht und in West- oder sogar in Ost-Berlin (!) gekaufte Waren ohne stichhaltige Gründe und Beschlagnahmebescheinigung abgenommen werden? Soll der Bauer stillhalten, wenn ihm von einer staatlichen Kommission ein Ablieferungssoll auferlegt wird, das er beim besten Willen nicht zu erfüllen in der Lage ist, und ihm deshalb als „Wirtschaftssaboteur“ sein Hof und Land enteignet werden? Unzählige Beispiele für die Mißachtung des Rechtes und des Menschen könnten angeführt werden. Von der „freiwilligen Selbstverpflichtung“ bis zum Spitzelauftrag, reicht die von gewissenlosen Funktionären demonstrierte Macht des Staates.

Unter diesen Umständen den Menschen im sowjetischen Machtbereich von einem Widerstand gegen den Staat abzuraten, käme einer Verleitung zur aktiven Mithilfe am Unrecht gleich. Wenn sich also einzelne oder Gruppen illegal zusammenfinden, dann geschieht dies in erster Linie aus Selbsterhaltung. Daß sich aus diesem täglichen Kampf um die eigene Existenz eine breitere Basis ergibt, die Grundlage eines breiten passiven — und bei politischen Menschen eines aktiven — Widerstandes, eines Freiheitskampfes, ist nur die logische Folge.

In Berlin hat man zeitig genug erkannt, daß diese Notwehr der Bevölkerung der Zone gegen Funktionäre und Staat tatkräftig unterstützt werden muß. Nicht nur, daß sich die Illegalen in Westberlin selbst Zentralen eingerichtet haben, von denen aus sie bessere Arbeit leisten können, sondern West-Berliner haben den Kampf dadurch unterstützt, daß sie für alle diejenigen, die in der Zone keine Verbindung mit einer illegalen Gruppe erhielten, Zentralen schufen, um den Widerstand einzelner nicht in sinnlose Ver-

zweiflungsakte ausarten zu lassen. Von diesen sind die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ und die „Vereinigung freiheitlicher Juristen der Sowjetzone“ die bekanntesten. Die „freiheitlichen Juristen“, wie sie in der Zone kurz genannt werden, haben sich zur Aufgabe gesetzt, Rechtsbrüche, deren sich ostzonale Funktionäre gegen ihre eigene Verfassung und Gesetze schuldig gemacht haben, festzustellen und öffentlich anzuklagen. Allein die psychologische Wirkung auf die Bevölkerung in der Zone und auf die Rechtsbrecher hat manches geplante Verbrechen nicht mehr zur Ausführung kommen lassen.

Die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ hat bisher leider nicht verstanden, die karitative Hilfe für die Bevölkerung der Zone von der mit ihr gleichzeitig organisierten Widerstandsarbeit zu trennen. Sie hat bei der Registrierung politischer Häftlinge hervorragende Arbeit geleistet. Die Sammlung und die dadurch mögliche organisierte Aktion vieler einzelner Oppositioneller hat der Arbeit der KGU zwar sehr bald eine breite Wirkungsbasis in der Zone gegeben; jedoch litt darunter nicht nur das Ansehen der KGU, sondern der gesamten Widerstandsarbeit, da man es bei Auswahl der Mitarbeiter oft an der nötigen Vorsicht und Verantwortung fehlen ließ.

Es ist den Machthabern in der Sowjetzone schlechterdings nicht möglich, vor sich selbst und vor der Öffentlichkeit einzugestehen, daß es in ihrem Bereich Menschen gibt, die um der eigenen Existenz willen ebenso wie aus moralischen Gründen gegen sie arbeiten. Der Mythos, den sie um ihre politischen Bemühungen bauen müssen, daß ihre Arbeit dem „Aufbau des Sozialismus“ dient, ihre Parole von der „Sorge um den Menschen“, würde bei solchem Eingeständnis der Tatsachen zerstört werden. Sie brauchen deshalb einen Sündenbock, der für alle Fehler ihrer Anordnungen, ihrer Planung, ihrer Parteipolitik, verantwortlich gemacht werden kann. Dieser Sündenbock sind die „amerikanischen Monopolkapitalisten“ und deren Helfer, die „amerikanischen Agenten, Spione und Diversanten“. Aus der Tatsache der Widerstandsarbeit westberliner Organisationen wollen sie beweisen, daß jede in der Zone auftauchende, abweichende Meinung von den „Amerikanern“ in die Zone infiltriert wurde. Das reicht als Grund, um jeden Oppositionellen als „Agent“ vor ein Gericht zu stellen oder zu verhaften.

Diejenigen nun, die in der Sowjetzone bewußt aktiven Widerstand leisten, wissen, daß ihnen die persönliche Verantwortung und die Gefahr ihrer Taten keine Organisation oder Einzelpersonlichkeit im Westen abnehmen kann. Sie wissen, daß sie wegen ihrer Tätigkeit täglich und stündlich durch den Staatssicherheitsdienst der „DDR“ gefaßt werden können. Aber immer wieder finden sie unter der Bevölkerung Helfer, die ihnen Unterkunft oder Flucht ermöglichen. Mit ihren Aktionen tragen sie dazu bei, der unpolitischen Bevölkerung und denjenigen, die sich aus Angst um ihre Existenz vom System einspannen lassen, eben diese Angst zu mindern. Allein dafür wäre ein Widerstand schon gerechtfertigt.

Doch auch um den Fortbestand der freien Welt willen ist ihr Widerstand wichtig. Die illegale Arbeit der Widerstandskämpfer bindet Kräfte, die der Stalinismus sonst für die geistige und ökonomische Unterminierung des Westens einsetzen würde. Nur wenn durch gemeinsame Arbeit des Westens und der Widerstandskämpfer in der Zone dem Sowjets klargemacht wird, daß eine Verfolgung ihrer jetzigen Politik zu ihrer Niederlage führen muß, wenn der Wert des von ihnen besetzten Teiles Deutschlands eine Kompromittierung ihrer Politik nicht mehr lohnt, dann werden sie zu Verhandlungen bereit sein. Und das Ziel der Bemühungen der Widerstandskämpfer ist ein Leben in Freiheit, ein vereintes Deutschland, ein Leben ohne Angst. Eine bloße Eindämmung des Bolschewismus könnte ihre Opfer nicht rechtfertigen.

Eduard Darsen

Vier Verhaftungen von Studenten der Sowjetzone wurden dem Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen vom 1. bis 30. November 1952 gemeldet.

Auch für Sie

ist der Führerschein unentbehrlich!

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit und lassen Sie sich von mir beraten, wie Sie ohne Zeitverlust den Führerschein erwerben können. Tragen Sie sich unverbindlich in die im Asta ausliegende Liste ein oder rufen Sie 32640 oder 12826 an.

Fahrschule H. SCHAFERS, Frankfurt-M.

Strichätzungen
Farbätzungen
Autotypien
Galvanos
Rotaprintfolien
Matern. Stereos

RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT / M.
Mainzer Landstraße 21a
Ruf 34672

foto **WAGNER** berät Sie gern in allen Fotofragen
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657

Valéry mag er sich in Jens Peter Jacobsen zum Teil selbst wiedererkannt haben. Seine Beschäftigung mit den Schöpfungen Valérys war mehr als eine bloße Stilübung; er hat genuine Nachdichtungen erzielt, die das Original weitgehend der eigenen, deutschen Verstechnik anpaßten. So sind in formaler Hinsicht auch „Die Schritte“, das wundervolle Gleichnis der Poesie, mehr ein echter Rilke als ein wirklicher Valéry. Die Silbenzahl wurde erweitert, dem ganzen Gedicht ein neuer Rhythmus einverleibt. Unbeachtet blieben ferner Alliteration, Vokalharmonie und Lautmalerei. Die bedeutsame, neuentstandene Komposition konnte nur einem großen Dichter gelingen.

Die Zuneigung Rilkes zu Valéry beruhte auf Gegenseitigkeit. Der französische Dichter, der seinen deutschen Bruder um zwanzig Jahre überlebte, hat diesem große Achtung gezollt. Was ihn überdies beschäftigte, war die Faust-Idee Goethes, die schon 1890 in einem Briefe an Pierre Louys zum ersten Mal Erwähnung findet, dann 1935 bei dem gealterten Dichter wiederkehrt und endlich 1940 erneuert und in Entwürfen gestaltet wurde. Jedoch handelt es sich um einen Faust in der rein persönlichen Sicht des in äußerstem Maße ichbetonten Autors, der seinem Werk die bedeutungsvolle Bezeichnung *M o n Faust* gegeben hat. Die Erkenntnis Valérys ist eine pantheistische und zugleich transzendente Mystik. Das ist das Verbindende mit der Schöpfung Goethes.

Die Transzendenz der Schlußszenen in Goethes *Faust II* konnte von der Kritik aus dem Vorbild Dantes hergeleitet werden. In der Tat war die Göttliche Komödie nicht ohne Wirkung auf den deutschen Dichter geblieben, aber neben den Gemeinsamkeiten lassen sich auch sehr wesentliche Unterschiede aufzeigen. Selbst im Leben Gerhart Hauptmanns hat es — nach seiner Abkehr vom Naturalismus, etwa zwischen 1935 und 1942 — eine Periode gegeben, in welcher ihn der Geist Dantes beinahe stärker als die antiken Autoren oder Shakespeare und ebensowohl wie der ihm stets allgegenwärtige Goethe beschäftigte. In ihm lebte nicht allein der Beatrice-Mythus der *Vita Nuova*, der das Abenteurer seiner Jugend und zu einem Teil auch die *Mary-Dichtung* wie ein feiner Silberstreifen durchzieht, sondern auch der Geist und die Form der *Diviana Commedia* wieder auf. Im Großen Traum, einem Epos in zweiundzwanzig Terzinenesängen, wird er von Dante auf einer Strecke der Jenseitswanderung, die durch Höllen führt und im Tal des Guten endet, geleitet. Er folgt ihm ehrfürchtig; die Gewalt des Ausdrucks sowie die Bildhaftigkeit und der Rhythmus der Verse des, wie er es sagt, „Fürsten der Dichter“ sind auf ihn selbst übergegangen. Ähnliche, ja vielfach gleiche Empfindungen wie die in der *Vita Nuova* und in der *Commedia* dargelegten haben den späten Gerhart Hauptmann an das Werk Dantes herangeführt und zu tiefen, erneuernden Nachschöpfungen befähigt.

Einer Erklärung bedarf noch die Frage, ob literarische Blüteepochen etwa mit den sprachlichen Entwicklungsstufen in einem kausalen Zusammenhang stehen. Denn mehr als einmal greifen große, häufig die größten Exponenten menschlicher Reife am Ende einer Zeitentwicklung bereits vermittelnd in eine neue Periode hinüber. Nicht nur der Lebensabschnitt Homers kann als ein „schnelles Jahrhundert“ bezeichnet werden, da „viel Altes hier zu Ende geht, viel Zukünftiges sich vorbereitet“ (W. Schadewaldt), vielmehr auch das augusteische Zeitalter mit Vergil und Ovid, Dantes Herbst des Mittelalters an der Schwelle der italienischen Renaissance, das Werk des Cervantes inmitten einer noch

goldenen Kulturepoche, in der die Sonne Spaniens doch schon zur Hälfte im Meer untergetaucht war, Goethes späte Klassik, die in eine aufkommende Romantik hineinströmt, und das lyrische Vermächtnis Valérys als die durch klassizistische Einebnungen erzielte Sublimierung der symbolhaft optischen und akustischen, geistigen und sprachlichen Empfindungen eines voraufgegangenen Impressionismus. Gewiß werden gerade lyrische Zeitalter mit einer Ausprägung sprachlicher Entwicklungen eingeleitet. Von den Neuerungen wird keine literarische Gattung in einer gleich förderlichen Weise betroffen wie das so fein ziselierte Instrument der Poesie. Die römischen Dichtungen des Vergil, des Horaz und des Ovid waren erst nach dem Vorgang der Rhetorik Ciceros mit ihren syntaktischen Einebnungen denkbar, wie die italienische Renaissancedichtung, seit den poetischen Neuerrungenschaften Dantes und Petrarca, die französische Lyrik der *Pléiade* und Klassik nur nach der Schöpfung einer einheitlichen, von Derbheiten gereinigten Kunstsprache, die Romantik und der Impressionismus durch die Befreiung der Sprache von Hofgebrauch und Regelzwang. Kunststile bilden sich jeweils zu Zeiten heraus, in welchen eine neue Entwicklung zum Abschluß gelangt; fast niemals fehlt es alsdann an zahlreichen sich übenden und trefflichen Dichtergestalten, die zu dem geistigen und künstlerischen Evolutionsprozeß beitragen. In diesem Sinne Vorgriffe bilden nach 1830 zudem die Werke des realistischen Schriftstellers Stendhal (gegenüber Hugo) sowie der Lyriker des anhebenden Symbolismus Vigny und Baudelaire (gegenüber Lamartine).

Den unzweifelhaften Beweis für eine Evolution auch des sprachlichen Ausdrucks erbringen nicht allein die Errungenschaften der neueren Lyrik, sondern auch die der Prosa, welche im Begriff steht, ebenfalls zu einer Domäne der Poesie erhoben zu werden — ein Wandel, dessen Vollzug nicht erst in den Werken Bertrands, Baudelaire und Rimbauds beginnt, vielmehr sich schon bei Chateaubriand ankündigt. Diese „*Poésie en Prose*“ unterscheidet sich wie die hohe Dichtung von der einfach berichtenden Mitteilung in Prosa. Die Gabe des künstlerisch vollendeten Ausdrucks war zwar von Anfang an dem Prosaiker mit dem lyrischen, epischen oder dramatischen Poeten gemein, indes verpflichtete sie diesen zu einem weit stärkeren Ringen um die rhythmische Wirkung der Stilmittel. Schrieb jener ursprünglich in einer Sprache, die allein der Lektüre dienen soll, so wägt er nunmehr wie der Lyriker seinen Ausdruck, der zugleich Spruchdichtung ist oder wenigstens das innere Gehör des Lesers erweckt, auch akustisch mitunter bis ins kleinste ab. Aus einem hochentwickelten, elastischen Sprachzustand fließen die für die Lyrik charakteristischen Perioden, die Pausen, Rhythmen, Klangwirkungen, der erlesene Wortschatz und die Metaphorik auch der Prosa zu. Neu ist zudem die Möglichkeit einer mannigfaltigen Schattierung, wie sie seit der Zeit Poes, Baudelaire und Mallarmés für die Dichtkunst gewonnen wurde und gegenwärtig bereits von weiten Kreisen geübt wird. Hier scheint es, als hätten die Dichter der letzten hundert Jahre, in den verschiedensten Ländern und dennoch gemeinsam, die metrischen semasiologischen und syntaktischen Voraussetzungen für neue Stilschöpfungen geschaffen. Wieder bietet dem Blick sich, wie nach jedem frisch erfolgten Aufstieg, genügend Raum für weitere Erhebungen. Die uralte Wellenbewegung der geistigen Fortentwicklung ist in Fluß.

(Ausschnitte aus einem Vortrag der Frankfurter Ferienkurse für Ausländer 1952 nebst Ergänzungen zu diesem Thema.)

Der Dichter als Schöpfer von Kulturverbindungen

Von Erich v. Richthofen

Eine jede Nation besitzt bekanntlich eine auf kulturge-schichtlichen Begebenheiten und sozialen Voraussetzungen beruhende Tradition, die aus ihren Kunstwerken hervor-leuchtet, somit auch aus ihrer Dichtung. Aber es hieß den verbindenden, gesamteuropäischen Charakter der großen Dichtwerke zu verleugnen und dabei auch die individuelle Leistung der dichterischen Einzelpersönlichkeit, wollte man sie nur aus dem Herkommen, d. h. aus traditionellen oder sozialen, inhaerenten Formen erklären und damit stereotype Bilder von den verschiedenen nationalen Literaturen entwerfen. Es ist nicht klar festlegbar, inwieweit es, abgesehen von der Heimatdichtung und bestimmten Äußerungsformen des Naturalismus, eine wirklich typisch deutsche oder französische, englische oder italienische Literatur gibt, beziehungsweise unter den wahren Dichterpersönlichkeiten den typischen Deutschen, Franzosen, Engländer oder Italiener. Goethe, La Fontaine, Shakespeare und Dante sind in die Geschichte der Weltliteratur nicht deshalb eingegangen, weil sie etwa besonders charakteristische Exponenten der Mentalität ihrer Völker gewesen wären, vielmehr weil sie über die regionale Enge ihrer Nationen hinauswuchsen und in ihren Werken bedeutsame Kulturverbindungen schufen.

Von diesen Gedanken ausgehend, setze ich mir daher das Ziel, solche durch die Literatur bewirkten Kulturverbindungen anzudeuten und nicht etwa eine eher isolierende Völkerpsychologie zu betreiben. Denn für sich betrachtet würden uns die einzelnen Kulturen mit ihren Sprachen und ihrem Schrifttum nicht viel mehr bedeuten als Inseln. Erst durch die Begegnungen mit der Umwelt und das Verhalten zu ihr sowie durch die Vergleichsmöglichkeit gewinnen sie unsere besondere Aufmerksamkeit. Als Zeuge einer solchen Begegnung ist mitunter nur ein einzelnes Wort stehengeblieben. So wie eine Scherbe von alten Zeiten erzählt, so kann selbst ein Wort, das in seinem Ursprung (Etymon) erkannt wurde, eine Beziehung zu benachbarten oder entfernteren Kulturzentren erhellen. Auch ein Studium der Wortbeziehungen würde bemerkenswerte Ausblicke ermöglichen. Jedoch sollen hier nicht solche Beispiele angeführt, sondern literarische Verbindungen ermittelt werden, die wesentlich dazu beigetragen haben, dem Gesamtschaffen einer Dichterpersönlichkeit Gepräge zu verleihen.

Freilich ergibt sich auf dem engen, hier verfügbaren Raum, der die analysierende Methode nicht zuläßt, zuweilen eine Vorwegnahme der Synthese, ein Verfahren, das wohl erlaubt ist, solange es Gesichtspunkte zu eröffnen vermag. Die Probleme wollen ja nicht nur verdichtet, sondern auch immer wieder entfaltet werden. Dabei will ich mich bewußt nur an konkrete Zeugnisse halten, die auch die Wege, die eine Berührung der vermittelnden Persönlichkeiten mit „fremden“ Denk- und Dichtformen ermöglicht haben, gesichert erscheinen lassen. Die vergleichende Literaturwissenschaft ist gewohnt, Gemeinsames und Verbindendes innerhalb der abendländischen Dichtung hervorzuheben und mehr oder minder klar zutage tretende Abhängigkeiten festzustellen. Indes ist sie nur seltener bemüht, auch die Wege der Überlieferungen zu finden und aufzuzeigen. Wo das jedoch gelingt, wird man anerkennen können, wie sehr die Europäisierung der Dichtung das Werk Einzelner gewesen sein muß.

Auch die literargeschichtliche Evolution müssen wir vorwiegend als das Werk Einzelner betrachten, die durch direkte Begegnungen, Auseinandersetzungen, Schöpfung und Einflußnahme wahre Kulturverbindungen herstellen konnten. Wie war es möglich, daß die Neuerrungenschaften der provenzalischen Troubadours, der italienischen Renaissance oder Werke, wie die von Shakespeare und Kierkegaard, erst Jahrzehnte beziehungsweise Jahrhunderte nach ihrem Entstehen für die nicht einheimischen Kulturen, die Außenwelt gewonnen werden konnten? Hier mußte es lange Zeit an den vermittelnden Persönlichkeiten gefehlt haben. Der Anteil des Einzelnen, in der Tat nur weniger hervorragender Einzelner, die immer Ausnahmemenschen sind, kann von der

Kritik, die so sehr an ein regionales und „epochales“ Denken gewöhnt ist, nicht übersehen bleiben.

Wo es jedoch mangels an geeigneten Mittlerpersönlichkeiten zu keinen Verbindungen kommen konnte und die Kulturbegegnungen unwirksam blieben, dort ist es meist zum Schaden der poetischen Gattungen gewesen. Den deutschsprachigen Ländern scheint die Komödie größere Schwierigkeiten zu bereiten als den Romanen und der moderne Gesellschaftsroman weniger zu liegen als den Franzosen und Amerikanern, während diese Völker keinen voll ausgeprägten pädagogischen Entwicklungsroman vom Geist und Stil des Wilhelm Meister und seiner zahlreichen Nachfahren bis zum Glasperlenspiel besitzen. Während des Hochmittelalters haben die drei benachbarten westlichen Kulturen, die altromanische, die altgermanische und die islamische, für eine lange Zeit nebeneinander gewohnt und sind doch nicht eigentlich ineinander gewachsen. Soweit Verflechtungen stattfinden konnten, war es auch hier im Wesentlichen das Werk Einzelner, z. B. Chrétien, der die keltischen Sagenstoffe in Frankreich heimisch werden ließ, und die Übernahme französischer Dichtformen durch die Deutschen Hartmann, Gottfried und Wolfram. Doch sind gerade die frühzeitlichen Verbindungen vor Chrétien und Hartmann sehr schwer erschließbar, da wir auf eine nur lückenhafte Überlieferung blicken. Das fugenreiche Ganze der mittelalterlichen Lyrik und Epik, die eine Skalden- und Troubadourdichtung sowie das Hildebrandslied, den Beowulf, die Edda und die *Chanson de Roland* hervorgebracht hatte, erscheint so stark zerrissen, daß wir es Naht für Naht zusammenschweißen müssen. Ein Blick auf dieses Trümmerfeld der Dokumentenarchäologie zeigt weit mehr Lückenhaftes und Hypothetisches als Belegtes oder gar Gesichertes. Das alles ändert sich mit dem 13. Jahrhundert, d. h. eigentlich erst zu Beginn der mittelalterlichen Spätzeit. Die gegenseitige Durchdringung von europäischem Ritter- und Heldengesang bewirkte endlich eine Verklammerung und bewies zudem, daß die Bestrebungen in den romanischen und den germanischen Ländern beinahe einheitlich waren, obwohl sie lange nicht zusammenfinden konnten.

Ein richtiger Schmelztiegel von Kulturverbindungen aber wurde erst die Göttliche Komödie. Nicht etwa, daß sie Dante von selbst zugeflossen wären — dieser große, aufgeschlossene Geist hat sie als Einzelner gesucht, gefunden, souverän gehandhabt und umgestaltet! Und das ist das Wunderbare an Dantes Schöpferakt: dort, wo er nach Vorbildern suchte, hielt er sich nicht an Schulbeispiele, sondern an Gleichgesinnte. Dante war überdies nicht nur ein sublimer Dichter, sondern auch der wahrscheinlich umfassendste Gelehrte des Mittelalters. Ohne ihn hätte die italienische Literatur zweifellos ein anderes Gesicht behalten. Freilich hat auch Dante wie die späteren Dichter des konservativen Italien die Kulturverbindungen in die Tradition eingebaut und sie dieser weitgehend angeglichen, handle es sich nun um antike Vorbilder oder französische und provenzalische, ja selbst andalusisch-arabische Anregungen. Die Neuerrungenschaften, die das Ergebnis von meist einmaligen Kulturbegegnungen Einzelner waren, hielten natürlich für eine längere Dauer nicht in dem Sinne statt, daß sie etwa gegen eine Erstarrung oder Assimilierung gefeit gewesen wären. Dadurch erklären sich auch die — besonders bei den romanischen Völkern — periodisch wiederkehrenden Renaissancebestrebungen. Gerade in der italienischen Dichtungsgeschichte kommt der Tradition die Bedeutung der Unterwasserströmung eines Flusses zu, dessen Wellenbewegung an der Oberfläche entsprechend der Richtung und Stärke des Windes mitunter entgegengesetzt sein kann.

Kennzeichnend auch für Frankreich erscheint ein stetes Zurückfinden zur Tradition, ein Wort, das hier freilich nicht im statischen Sinne, sondern in dem Sinn eines aus den herkömmlichen Voraussetzungen entwickelten Voranschreitens Verwendung finden soll. Das gilt selbst für die neuere und

neueste Zeit: die romantischen Freiheiten werden im herkömmlichen Sinne vom Parnass gleichsam wieder eingefangen, die Verstiegenheiten des symbolischen Impressionismus bereits von Valéry. Mehrere Symptome der modernen Erscheinungen absoluter Poesie decken sich, wie an dem Werk Mallarmés und Valérys aufgezeigt werden kann, mit Stilprinzipien der römischen Lyrik. Victor Hugo, der theoretisch als Neuerer erschienen war, praktisch jedoch mannigfach im Klassizismus verhaftet blieb, hat die Antithese, das charakteristische Handlungsmoment und Stilmittel seiner dramatischen Vorläufer in Frankreich, nur zu einer polaren Verflechtung („le beau et le laid“) umgewandelt und das Spannungsverhältnis im Grunde beibehalten. Ihre Überwindung wird erst durch die entfaltende wissenschaftliche Methode des Positivismus und der Naturalisten erzielt, wennwohl der gemütvollste Gefühlsüberschwang der Praeromantik („le beau“) sehr bald, von den Zeitverhältnissen unterstützt, durch das entgegengesetzte Extrem ersetzt wird: die unerfreulichen Motive („le laid“ — der Weg führte noch über die „Blumen des Bösen“ Baudelaires!) im Roman und im Bühnenwerk von Flaubert, Becque, Zola u. a. in ihrer letzten Konsequenz wohl bei Satre. Ein Zurückfinden zu den Vorschriften der alten Poetiken bedeuten noch die antiromantischen Bestrebungen während des ersten Drittels unseres Jahrhunderts in Frankreich, ferner die traditionsbewußten Schulen von Moréas, Mary und des Félibrige. Es hat den Europäisierungsprozeß des französischen Geisteslebens, der sich seit dem 18. Jahrhundert anbahnte, die Verwirklichung einer der gewaltigsten Ideen der Aufklärung und Revolution, immer wieder verzögert.

Für die Evolution der heimischen Dichtformen bildet die Imitatio eine der primären Voraussetzungen. Sie ist der Niederschlag einer Kulturbegegnung, die sich fast immer durch eine persönliche und direkte Fühlungnahme der Dichter mit den bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht heimisch gewordenen auswärtigen Kunstformen vollzieht. Beispiele bilden die Reisen der spanischen und französischen Sonettendichter nach Italien oder Voltaires Englandbesuch. Auch die poetische Stilkunst ist weitgehend in den herkömmlichen Vorschriften verankert, sie braucht indes darum nicht auf strikter Imitatio zu beruhen. Racine verwendet den zu seiner Zeit an strenge Regeln gebundenen, sogenannten „klassischen“ Alexandriner, der dennoch in seinen Dramen eine andere Gestaltung erfährt als bei Corneille. Einen wirklichen Dichtergenius steht es nicht an, nur nachzuzahlen, ihm dürfte es vielmehr immer um die Auseinandersetzung mit der verpflichtenden oder der gewählten Form gleichwie mit dem Gegenstand zu tun sein. Er wird nachschöpfen, umformen, klären, wie Goethe die Sammlung Hafis, zuspitzen, beleben oder abdämpfen, wie Corneille bzw. Racine die dramatische Form ihrer Vorläufer, neugestalten und erwärmen, wie Dante die Terzinendichtung bzw. Ariost das Oktavenepos. In all dem besteht die schöpferische Leistung des poetischen Ausdrucks.

Die Dichtkunst wird durch mannigfaltige Formen des Ausdrucks bestimmt. Die ihnen zugrundeliegende Idee, der Vorsatz, sowie der Gegenstand oder die Handlung brauchen für sich noch keine Kunst zu verwirklichen. Nicht allein das „Was“ verdient unsere Wertschätzung, vielmehr besonders auch das „Wie“. Dieses Wie aber bezeichnet die Form, in der eine Idee, ein Gegenstand, eine Handlung durch den Dichter an uns herangetragen werden. Von ihr empfängt die Idee ihr Ethos, der Gegenstand Belebung, die Handlung den Aufbau. Soweit dürfte eine Übereinstimmung mit den bildenden Künsten bestehen. Sie hat denn auch zu anschaulichen Vergleichen geführt, wie zwischen Michelangelos Plastiken und seinen diesen entsprechenden lyrischen Dichtungen oder zwischen der Manier El Grecos und dem Barockmystizismus Calderons, zwischen Poussins antikisierenden Malereien oder der Architektur des französischen Klassizismus und dem Bau einer Traktatur des französischen Klassizismus und dem Bau einer gödie Racines. Diese jeweils ein bestimmtes Ethos, einen Charakter oder die Natur enthüllende innere Form des Kunstwerkes wird durch den Meißel des Bildhauers oder den farbigen Pinselstrich des Malers einem festgefügteten Stil unterworfen, der für den Dichter die sprachliche Form des Ausdrucks ist.

Was wir in der Malerei die Sehform und in der Tonkunst das musikalische Gehör nennen, das ist im poetischen Schaf-

ten die Ausdrucksform. Sie wirkt oft in starkem Maße unabhängig von Vorsatz, Gegenstand und Handlung, dem Ethos allenthalben dann entspringend. Sonst könnten schwerlich gleiche Stoffe verschiedenartige Gestaltungen erfahren haben. Man vergleiche nur die fortschreitende Entwicklung der Iphigenie von Euripides zu Racine, Goethe und Gerhart Hauptmann. Der orientalische Erzählstoff von des Kaisers neuen Kleidern wurde im Mittelalter von Juan Manuel für die spanische Literatur gewonnen und nach der Version des Cervantes von Eduard von Bülow auch ins Deutsche übertragen. In Deutschland hat ihn Andersen aufgegriffen und in seine dänische Heimat verpflanzt. Erst unter der Hand dieses einmaligen Märchendichters ist er dann Weltliteratur geworden und nach allen Richtungen hin ausgestrahlt. Doch auch das Gegenteil läßt sich beobachten: das köstlich graziöse Liebespiel des Spaniers Agustin Moreto konnte von seinen Nachahmern nicht übertroffen werden, selbst nicht von Molière.

Diese Form ist die Sprachgestaltung durch den Dichter, der Stil, die poetische Ausdrucksform, die teils aus dem Gehalt des Werkes und insbesondere aus der Persönlichkeit seines Schöpfers erwächst.

Selbst die Imitatio kann dann als schöpferische Leistung angesprochen werden, wenn sie mit einer tatsächlichen Auseinandersetzung verbunden ist, die zur Entwicklung des musterhaften, persönlichen oder nationalen Stils beiträgt. Eine solche Evolution stellt Goethes deutsche Klassik dar. Sie tut sich auch, in gewiß ganz anderer Weise, in der klassizistischen Tragödiendichtung Frankreichs kund. Sowohl Goethe als auch die französischen Dichter trachteten danach, sich klassischen Geist und klassische Form zueigen zu machen, und haben dabei deutsche Art und französisches Wesen an dem antiken Bildungsideal höher entwickelt. Bei Schiller kommt Shakespeare hinzu, dessen Genius er bis zur erreichbaren Höhe begreift und dessen Frucht er neue Triebe zusetzt.

Ein Charakteristikum der französischen Bühnendichter des 17. Jahrhunderts ist ihr besonderes Verhältnis zur römischen Antike. Darunter muß allerdings weniger ein wirklich erlebtes oder bewußt nachempfundenen Altertum — wie bei den Deutschen einer späteren Epoche — verstanden werden, sondern vornehmlich die Übernahme seiner Regelkunst und eines begrenzten Themenkreises. Hierin verhält sich die späte Klassik Goethes anders, der es darum zu tun war, die Antike vermittle der Anschauung und der Intuition zu begreifen und dem eigenen Geist, auch der Form einzuverleiben. Deshalb darf jedoch das straffe, jahrzehntelange Bemühen der französischen Dichter um eine ideale dramatische Sprache und Versform nicht geschmälert werden. Die Gestalt der alten Kunstformen, namentlich der griechischen konnte hier nur teilweise wiederentdeckt und in französischer Sprache nachgeschöpft werden. Und es war vielleicht gut, daß kein ernsthafterer Versuch gemacht wurde, über das wirkliche Vermögen hinauszugelangen. Eine Eigenentwicklung kann ja mitunter einen größeren Wert besitzen als die Imitatio. Mit Recht begrüßt man in Frankreich diese stolze Feststellung.

Die Arbeitsweise Racines entspricht — um ein Wort A. Chéniers auf sein Werk zu übertragen — ungefähr einer „imitation inventrice“. Nach der deutschen Auffassung der Klassik würde Racine nicht eigentlich als Klassiker, vielmehr als Klassizist gelten. Daher hat sich die Terminologie der Germanisten für die Begriffsbezeichnung des französischen Klassizismus seit langem durchgesetzt. Für diesen gilt der aus Aristoteles übernommene Grundsatz, daß Aufgabe der Kunst die Nachahmung der Natur ist. Aber die Abweichungen hiervon sind schwerwiegend. Sie ließen sich in drei Punkte gruppieren: Abhängigkeit von der Gesellschaft, Abhängigkeit vom Intellektualismus und Rationalismus, Abhängigkeit von der Antike. Das eigentliche Klassische wurde uns hiernach nur als eine Art Beimischung zugeführt. Es verhält sich auch im Grunde nicht anders: das klassische Drama Frankreichs ist das notwendige Ergebnis einer zeitgeschichtlichen Entwicklung.

Noch zwei Beispiele für die Kontinuität der lateinischen und romanischen Dichtarten seien hier angeführt. Die Sentenzenhaftigkeit und der Schwulst der spanischen und fran-

zösischen Bühnendichtung, die selbst dieser zweiten barocke Züge verleihen, erscheinen bereits in der lateinischen Prosa der silbernen Latinität vorgebildet. Die Theatergeschichte lehrt, wie das romanische Drama erst aus den sakralen Spielen des Mittelalters neu hervorgegangen ist. Diese Entwicklung ist der der attischen Tragödie ähnlich, die ihrerseits — hier waren es nicht christliche Liturgien, sondern Festfeiern zu Ehren des Dionysos — den Ursprung im Kult gefunden hatte. Noch während der archaischen Periode des lateinischen Schrifttums griff sie nach Süditalien über. In Rom wurde sie dann von der pathetisch-erregenden Tragödie Senecas abgelöst, die im Zeitalter des Humanismus in Italien sowie über dessen Grenzen hinaus seit Mussato bis hin zu Alfieri eine nochmalige Blüte erlebte. Racine bewirkte für die Tragödie das, was bereits Terenz einst für die Komödie getan hatte: er schwächte die übersprudelnden Leidenschaften ab und dämpfte die sprachlichen Affekte durch die „pura oratio“ und schuf dadurch ein wohl farbloses, indes nicht weniger spannungsreiches und weit edleres Theater als sein Gegenspieler Corneille. Was sich in der Komödie als ein gewisser Nachteil erwies, konnte der hohen Tragödie nur zum Vorteil gereichen. Die Vermählung von Klassik und Barock, wie sie gleichsam das französische Bühnenstück in Corneilles Sinn darstellt, wurde von Racine wieder gelöst. Allein das stärker schon in sich melodischen Operntexten zugeneigte Italien hat sich von diesen speziellen Auseinandersetzungen um die Verwirklichung klassizistisch erneuerter Dramenkunst einigermaßen fernhalten können. Die hohe Tragödie ist ja auch wesentlich eine Angelegenheit der Westromania geworden, die noch kurz zuvor Domäne der Heldendichtung war. Während dieser Westwärts-Bewegung gaben nacheinander Italien die Führung an Spanien und dieses sie weiter an Frankreich ab.

Den gleichen Weg schlug auch die Komödie ein, die sich freilich ein viel größeres Heimatrecht in Italien erwerben konnte als die Tragödie. Sie sollte ihren Ausgang bereits von dem attischen Lustspiel Epicharms und Aristophanes in Unteritalien und Sizilien nehmen. Für jenen, der schon von Horaz mit Plautus verglichen worden war, ist italischer Einfluß gesichert. Italien hat auch die Bühne für die oskischen Fabulae Atellanae und die griechischen Phylakenspiele gestellt, die beide als entfernte Vorläufer der Commedia dell'Arte (Stegreifposse) angesehen werden können. Die bevorzugte Form der Komödie war zu allen Zeiten die Prosadichtung, die einst auch von den römischen Menanderschülern Plautus und Terenz gepflegt wurde. Beider Humor erscheint italisch; der eine ist Vertreter der Umgangssprache von Rom, der andere Anhänger der maßvolleren, durch Kato verbürgten „pura oratio“. Somit waren die Grundlagen für das romanische Lustspiel — die Commedia dell'Arte und Farce einerseits, die Commedia erudita andererseits — bereits in dem Theater der Antike gegeben. Daß der Höhepunkt sowohl dieser als auch jener Richtung in der Charakterkomödie Molières erreicht wurde, ist vor allem ein Beweis für die außerordentliche dramatische Begabung der Franzosen und ihre geniale Fähigkeit, Anregungen, die aus der italienischen und spanischen Dichtung geschöpft werden, mit Mitteln des eigenen geistigen und künstlerischen Herkommens zu verarbeiten und umzugestalten. Im Falle Molières handelte es sich lediglich um ein innerromanisches Zurückfinden zur Tradition. Hingegen läßt sich aufzeigen, etwa an dem späten und begrenzten Einfluß Shakespeares in Frankreich einerseits und der tiefen Wirkung Goethes, Hölderlins, Nietzsches, Rilkes, Kierkegaards u. a. andererseits, wie erst nach dem Sieg der Bourgeoisie die autoritäre Kulturmachtstellung Frankreichs sich zu lösen beginnen konnte, damit man vom hohen Podest herabstieg und Umschau hielt nach fremden Werten, was zu einer Entdeckung der germanischen Dichtung und auch zu einer Lockerung des engen Traditionsbewußtseins der Klassizisten führte.

Ein Exemplar der Dramen Shakespeares besaß zwar bereits Louis XIV, wirklich bekannt sind sie jedoch in Frankreich erst nach den Bemühungen Letourneurs, Vignys, Guizots u. a. geworden, weniger durch die Versuche Voltaires, Shakespeares Technik in den französischen Klassizismus einzubauen und im Sinne des „bon usage“ umzugestalten. Der Einfluß Goethes in Frankreich, namentlich auf dem Gebiet der lyri-

schen Dichtung im 19. Jahrhundert, erscheint trotz der bereits von H. Loiseau und F. Strich angestellten kritischen Beobachtungen noch bei weitem nicht genügend durchforscht. Eingehende Studien würden vielleicht zu überraschenden Ergebnissen führen. (Einige bemerkenswerte Hinweise enthielt der ungedruckte Vortrag von A. François-Poncet in Frankfurt, April 1951.) Auch die deutsche Literatur mit dem sich ihrer Durchdringung widmenden Wissenschaftszweig hat sich erst seit der Epoche des Idealismus daran gewöhnt, Urphänomene aufzuspüren, sie zu erkennen, sich daran emporzubilden und die eigenen Leistungen daran zu messen. Für Winkelmann, Voss und Goethe bedeutete Griechenland ein solches Urphänomen. Die bei den Griechen entwickelte, kraftvolle, klare Formschönheit der geistigen und künstlerischen Produktion sowie die erstaunliche Wandlungsfähigkeit der griechischen Sprache haben nach ihrer Einbürgerung in Deutschland eine späte und reife Klassik bewirkt, die namentlich dem Bemühen zu danken war, daß man direkt zur Quelle vorstieß und mit vollen Bechern den Durst nach Erneuerung stillte. Seit den letztvergangenen zwei Jahrzehnten hat die Kritik auch des öfteren die Frage nach dem Verhältnis der deutschen Klassik zur französischen erhoben. Wichtig erscheint namentlich die Feststellung von F. Schultz, daß trotz stofflicher Analogien die Besonderheit und Eigentümlichkeit der deutschen Iphigenie letztlich in der Sprachgestaltung beschlossen liegt. Sie verrät eine tiefe Verschiedenheit von der Sprache der französischen Tragödie. Eine viel wirksamere Beeinflussung der germanischen Literaturen durch die romanischen Nachbarn hatte freilich in früheren Epochen mehrmals stattgefunden. Vor dem Anbrechen des deutschen Idealismus betrifft die vor allem den Minnesang, die Ritterdichtung, die Komödie, den Schelmenroman und das klassizistische Drama des 18. Jahrhunderts. Und diese waren sämtlich — bei gradueller Verschiedenheit — der Kontinuität der lateinischen und innerromanischen Dichtarten erwachsen.

Sehr bemerkenswert ist die Tatsache, daß es den Franzosen bisher nicht gelingen sollte, vollends den wahren Geist Shakespeares, der nicht nur aus seinen Charakteren, sondern zudem aus seiner poetischen Ausdrucksform spricht, für sich zu erobern. Hingegen lag der Fall für die Deutschen weitaus günstiger. Sie hatten ihre eigene Jamben-, Trochäen- und Anapästendichtung, die Übertragung von Wendungen der einen germanischen Sprache in die andere bot überdies nicht unüberwindliche Schwierigkeiten. So gut wie es in Spanien zu einer Blüte des Oktavenepos nach italienischem Muster hat kommen können, das Sonett gleichmäßig in sämtlichen romanischen Ländern nachgeahmt worden war, so verhältnismäßig leicht wurde es den namhaftesten deutschen Dichtern, Shakespeare nachzustreben, nachzuerleben, nachzudichten und ihn bei uns einzubürgern. Das, was der antike Geist für Winkelmann, Voss und Goethe bedeutete, ist Shakespeare zum Beispiel für Schiller geworden. Seit der Odyssee-Übertragung von Voss war die Losung in Deutschland, in den Übersetzungen Sprache und Stil möglichst getreu wiederzugeben. In der Shakespeare-Übertragung von Schlegel und Tieck sind nicht allein die Wendungen und Metaphern des englischen Dichters mit bestmöglicher Treue verdeutscht worden, vielmehr liegt auch das Bemühen, die Akzente durch richtige Verstakte entsprechend dem Original zu verteilen, klar zutage.

Ungleich gegebener mußte den Franzosen begreiflicherweise die Dante-Übertragung sein, die eine Übernahme romanischer Wörter, oftmals mitsamt des Reims, gestattete. Im allgemeinen verhielt die Romania sich vornehmlich der inneren Eigenentwicklung, den inhärenten, traditionellen Dichtformen aufgeschlossen. Das erklärt auch, weshalb sich viele ihrer großen Dichter schon in den Antiken wiedererkennen konnten: Dante in Vergil, Petrarca in Ovid, Corneille in Lucan und Seneca, Molière in Plautus usw., während die Deutschen auf eine gleichermaßen ausgebildete, alte und kontinuierliche Tradition nicht zurückblickten und sich ihre Vorbilder bei den „Anderen“ zu wählen gewöhnten, wie Goethe bei den Griechen, Schiller bei Shakespeare, Grillparzer bei Lope de Vega, Rilke bei neueren französischen Lyrikern.

Rilke hatte auch das Dänische erlernt, um Jacobsens un-nachahmliche Wortgeflechte lesen zu können. Ähnlich wie in

Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt-Main

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT

A. Prüfungsordnung für das wissenschaftliche Lehramt an Höheren Schulen im Lande Hessen

Die Prüfung für das wissenschaftliche Lehramt an Höheren Schulen gliedert sich in zwei Abschnitte: die wissenschaftliche Prüfung und die pädagogische Prüfung.

1. In der wissenschaftlichen Prüfung soll der Bewerber nachweisen, daß er für das Lehramt an Höheren Schulen wissenschaftlich befähigt und vorgebildet ist. Diesen Nachweis hat er nach den Forderungen dieser Prüfungsordnung zu erbringen, und zwar

a) durch eine allgemeine Prüfung in Philosophie, Pädagogik und Politik, b) durch Prüfungen in den einzelnen Unterrichtsfächern (hat der Bewerber eines der Unterrichtshauptfächer Deutsch, Latein, Griechisch, Englisch, Französisch und Mathematik gewählt, so wird er in zwei Fächern geprüft. Befindet sich unter den Fächern des Bewerbers keines der vorgenannten Hauptfächer, so wird er in drei Fächern geprüft.)

2. In der pädagogischen Prüfung soll der Bewerber zeigen, daß er den besonderen Erziehungs- und Bildungsaufgaben der Höheren Schule gewachsen ist.

I. Die wissenschaftliche Prüfung

Für die Zulassung ist erforderlich der Besitz eines Reifezeugnisses, der Nachweis über ein ordnungsmäßiges Studium von mindestens acht Semestern an der Philosophischen oder Naturwissenschaftlichen Fakultät einer deutschen Hochschule, sowie eine Bescheinigung darüber, daß der Bewerber während seiner Studienzeit drei Monate den Schuldienst, davon mindestens einen Monat den an einer höheren Schule, kennengelernt hat.

Zum Nachweis eines ordnungsmäßigen Studiums wird gefordert, daß der Bewerber die notwendigen Fachvorlesungen sowie die für die allgemeine Prüfung in Philosophie, Pädagogik und Politik erforderlichen Vorlesungen gehört hat, und daß er in seinen Studienfächern sowie in Philosophie, Pädagogik und Politik an wissenschaftlichen Übungen, mit Erfolg teilgenommen hat.

Bewerber, deren Reifezeugnis in Latein oder Griechisch oder Hebräisch keine Note aufweist, müssen spätestens im vierten Semester ablegen: a) das Latein für Religion, Deutsch, Geschichte, Französisch, Englisch, b) das Graecum für Religion und Latein, c) das Hebräicum für Religion.

Diese Forderungen gelten nur, wenn die Lehrbefähigung für die Oberstufe erstrebt wird. Wer die Lehrbefähigung in Deutsch erwerben will, muß nachweisen, daß er mindestens an einer sprechtechnischen Übung teilgenommen hat. Für die Fächer Erdkunde, Physik, Chemie und Biologie ist die Übung im praktischen Arbeiten durch entsprechende Bescheinigungen nachzuweisen. Die Forderung erstreckt sich für a) Erdkunde auf Teilnahme an Lehrausflügen und Übungen im Entwerfen von Kartenskizzen; b) Physik auf Arbeiten im Laboratorium mit dem Ziel, wichtige Apparate und Arbeitsmethoden kennenzulernen und Erfahrung in der Ausführung messender und darstellender physikalischer Versuche zu gewinnen; Handfertigkeit in Holz- und Metallbearbeitung sowie Glasblasen ist erwünscht; c) Chemie auf Ausführung von praktischen Arbeiten und Unterrichtsversuchen sowie auf technologische Besichtigungen; d) Biologie auf Präparieren von Pflanzen und Tieren, die mikroskopische Technik einschließlich Mikroprojektion, Projektion, Filmvorführung, Photographieren, zeichnerische Wiedergabe selbstgefertigter Präparate, Teilnahme an Lehrausflügen.

Bewerber um die Lehrbefähigung in Leibeserziehung müssen das Zeugnis über die bestandene Vorprüfung sowie Bescheinigungen des Hochschulinstitutes für Leibeserziehung über regelmäßige praktische Betätigung während ihres ganzen Studiums vorlegen.

Prüfungsgegenstände sind: für alle Bewerber Philosophie, Pädagogik und Politik in der allgemeinen Prüfung; für die einzelnen Bewerber zwei bzw. drei der folgenden Unterrichtsfächer: Religion, Deutsch, Latein, Griechisch, Hebräisch, Englisch, Französisch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Leibeserziehung. Hebräisch ist bei Bewerbern, die zwei Lehrbefähigungen erstreben, nur zusätzlich möglich. Außerdem können als Zusatzfächer gewählt werden, soweit dafür Prüfende vorhanden sind: Philosophie, Pädagogik, Politik, Geschichte der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit, Musikwissenschaft, Italienisch, Spanisch.

c) **Die mündliche Prüfung** schließt sich an die Aufsichtsarbeiten an. Sie wird von einem viergliedrigen Ausschuss des Prüfungsamtes abgenommen, dem möglichst 2 Universitätslehrer des Rechts angehören sollen. Es sollen jeweils 5 Bewerber zusammen während einer Zeitdauer von etwa 5 Stunden geprüft werden. Versäumt ein Prüfling die mündliche Prüfung und leistet er ohne genügende Entschuldigung auch der zweiten Ladung nicht Folge, so ist die Prüfung nicht bestanden. Sie gilt auch dann als nicht bestanden, wenn der Prüfling ohne Genehmigung des Präsidenten des Prüfungsamtes von der Prüfung zurücktritt.

Die einzelnen Prüfungsleistungen sind zu bewerten mit „sehr gut“, „voll befriedigend“, „befriedigend“, „ausreichend“, „mangelhaft“, „ungenügend“. Die Beurteilung der Leistungen in der mündlichen Prüfung ist an die angegebenen Noten nicht gebunden. Genügen die Leistungen des Prüflings insgesamt den Anforderungen, so ist die Prüfung für bestanden zu erklären, und zwar als „ausreichend“, „befriedigend“, „gut“ oder „ausgezeichnet“. Entscheidend für das Gesamtergebnis ist die freie Überzeugung, ob der Bewerber für den Vorbereitungsdienst reif ist. Dabei sollen auch die Leistungen während des Studiums berücksichtigt werden. Die Prüfung ist nicht bestanden, wenn die Leistungen nicht den Anforderungen entsprechen. Der Prüfling, der die Prüfung bestanden hat, erhält darüber von dem Präsidenten des Prüfungsamtes ein Zeugnis.

Die Wiederholung der Prüfung ist einmal gestattet. Die Prüfung ist vollständig zu wiederholen. Einzelne Prüfungsleistungen können jedoch nach Befürwortung durch den Prüfungsausschuss erlassen werden. Der Prüfling kann frühestens nach 6 Monaten wieder zur Prüfung zugelassen werden, er muß während eines Halbjahres das Rechtsstudium an einer Universität fortsetzen und mindestens an einer mit schriftlichen Arbeiten verbundenen Übung teilnehmen. Eine nochmalige Wiederholung der Prüfung kann in Ausnahmefällen von dem Präsidenten des Prüfungsamtes gestattet werden, wenn ein Prüfling bei zweimaligem Mißerfolg eine Prüfung wegen Versäumnis einer Frist oder eines Termins nicht bestanden hat. Ist der Prüfling wegen eines Täuschungsversuchs von der Prüfung ausgeschlossen worden und die Prüfung für nicht bestanden erklärt, so kann er auf besonderen Antrag beim Präsidenten des Prüfungsamtes und mit Genehmigung des Präsidenten des Landesprüfungsamtes die Prüfung ausnahmsweise wiederholen.

B. Promotionsordnung für die Rechtswissenschaftliche Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main

Die Rechtswissenschaftliche Fakultät verleiht den Grad eines Dr. jur. auf Grund einer von dem Bewerber verfaßten Dissertation und einer mündlichen Prüfung. Der Bewerber muß das Reifezeugnis einer anerkannten deutschen höheren Schule besitzen und die lateinische Sprache beherrschen, soweit dies für das Verständnis der Rechtsquellen notwendig ist.

Die Zulassung zur Promotion setzt ein Studium der Rechtswissenschaft von 7 Semestern voraus. Wer die erste juristische Staatsprüfung bestanden hat, braucht nur ein Studium von 6 Semestern nachzuweisen. Von der erforderlichen Studienzeit müssen wenigstens 2 Semester an der Johann Wolfgang Goethe-Universität verbracht sein. Der Bewerber muß an mindestens 5 rechtswissenschaftlichen Übungen mit schriftlichen Arbeiten teilgenommen haben. Der Bewerber muß Schüler oder wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Lehrers der Fakultät sein. Das Zulassungsgesuch ist an den Dekan zu richten, dem Gesuch sind beizufügen:

1. ein Lebenslauf in deutscher Sprache, der auch über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt, 2. ein Führungszeugnis der Universitätsbehörde und der Polizeibehörde des letzten Wohnorts, 3. die Zeugnisse über die Vorbildung und das Studium, 4. eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolg der Bewerber bereits eine Doktor-, Diplom- oder Staatsprüfung abgelegt hat, 5. die Dissertation in zwei Exemplaren, 6. die Quittung über die eingezahlte Promotionsgebühr.

Das Zulassungsgesuch kann nicht mehr zurückgenommen werden, wenn die Prüfung für nicht bestanden erklärt worden ist oder die mündliche Prüfung begonnen hat.

Die Dissertation muß eine wissenschaftlich beachtenswerte Leistung sein und die Fähigkeit des Bewerbers dartun, selbstständig wissenschaftlich zu arbeiten. Der Bewerber hat in der Dissertation anzugeben, welche Quellen und Hilfsmittel er für ihre Ausarbeitung benutzt hat. Am Schluß der Dissertation hat er folgende Erklärung abzugeben: „Ich versichere an Eides Statt, daß ich nur die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel für die Ausarbeitung der Dissertation benutze und daß ich die aus anderen Schriften wörtlich oder annähernd wörtlich entnommenen Stellen kenntlich gemacht habe. Ich versichere ferner an Eides Statt, daß ich mich fremder Hilfe nur insoweit bediene, als ich dies angeben habe, und im übrigen der selbständige Urheber der Arbeit bin.“ Sind die Voraussetzungen für die Zulassung des Bewerbers erfüllt, so bestellt der Dekan für die Begutachtung der Dissertation zwei planmäßige Professoren als Berichterstatter. Bei Dissertationen aus Grenzgebieten kann die Fakultät den zweiten Berichterstatter aus einer anderen Fakultät oder einer anderen Universität bestellen. Die Berichterstatter schlagen der Fakultät die Annahme oder Ablehnung der Arbeit in einem begründeten Gutachten vor. Ist von einer Umarbeitung der Dissertation eine bessere Leistung zu erwarten, so wird sie dem Bewerber zu diesem Zweck unter Bestimmung einer Frist vom Dekan zurückgegeben. Die Frist kann aus besonderen Gründen verlängert werden. Nach erfolglosem Ablauf der Frist wird die Dissertation abgelehnt, und der Dekan erklärt die Prüfung für nicht bestanden. Die Urschrift der Dissertation bleibt bei den Akten der Fakultät.

Die mündliche Prüfung eines Bewerbers, der die erste juristische Staatsprüfung bestanden hat, findet vor einem vom Dekan zu bestellenden Prüfungsausschuss von regelmäßig vier Fakultätsmitgliedern statt. Die mündliche Prüfung eines Bewerbers, der keine juristische Staatsprüfung abgelegt hat, findet in dauernder Anwesenheit der ganzen Fakultät statt. Nach der mündlichen Prüfung entscheidet der Prüfungsausschuss über die Gesamtnote der Prüfung. Dafür sind folgende Bezeichnungen gültig: „rite“, „cum laude“, „magna cum laude“ und „summa cum laude“. Wird die Prüfung nicht bestanden, so entscheidet der Prüfungsausschuss, ob und nach welcher Zeit sie wiederholt werden kann. Eine nochmalige Wiederholung ist ausgeschlossen.

Nach bestandener mündlicher Prüfung hat der Bewerber 6 Schreibmaschinenexemplare der druckfertigen Dissertation einzureichen. Er kann stattdessen auch die Arbeit drucken lassen. In diesem Falle bestimmt der Dekan die Anzahl der einzureichenden Exemplare. Hat der Bewerber dieser Pflicht binnen eines Jahres nicht genügt, so verliert er die Anwartschaft auf den Doktorgrad. Hat der Bewerber allen Erfordernissen genügt, so erfolgt die Promotion durch Aushändigung des Doktordiploms. Der Bewerber ist erst nach Aushändigung des Diploms zur Führung des Doktorgrades berechtigt.

Die Promotionsgebühr beträgt 200,— DM. Die Gebühr kann begabten und bedürftigen Bewerbern ausnahmsweise ganz oder teilweise erlassen werden.

für nicht bestanden zu erklären. Die Ergänzungsprüfung kann nur einmal abgelegt werden. Ist die Gesamtpflichtprüfung nicht bestanden, so kann sie einmal vor dem wissenschaftlichen Prüfungsamt, vor dem die erste Prüfung abgelegt wurde, wiederholt werden. Für die Wiederholungsprüfung können die schriftlichen Hausarbeiten angerechnet werden. Auch sonst können ausreichende Leistungen der ersten Prüfung in den einzelnen Fächern berücksichtigt werden. Die Wiederholung muß spätestens zwei Jahre nach der ersten mündlichen Prüfung erfolgen.

Geistliche, die nach Ablegung aller zur Bekleidung ihres Amtes erforderlichen Prüfungen und nach Erlangung der Ordination oder Priesterweihe mindestens zwei Jahre in der Seelsorge oder im Schuldienst tätig waren, erhalten das Zeugnis über die wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen, wenn sie in einer mündlichen Prüfung ihre Befähigung für den Religionsunterricht auf der Oberstufe und durch die schriftlichen Arbeiten unter Aufsicht sowie die mündliche Prüfung die Lehrbefähigung in einem Unterrichtshauptfach oder in zwei anderen Fächern nachweisen. Erstreben sie statt Religion ein anderes Fach für die Oberstufe, so haben sie dafür eine schriftliche Hausarbeit anzufertigen.

Die Gebühren betragen für die erste Prüfung und die Wiederholungsprüfung je 80,— DM, für jede Ergänzungs- und Erweiterungsprüfung 40,— DM. Für Verteilung der mündlichen Prüfung auf einen längeren als den vorgeschriebenen Zeitraum ist ein Zuschlag von 20,— DM für jedes Fach zu zahlen. Die Gebühren sind sofort bei der Meldung an die für das wissenschaftliche Prüfungsamt zuständige Kasse zu zahlen. Die Zulassung wird erst nach erfolgter Zahlung ausgesprochen. In Fällen besonderer Notlage kann der Vorsitzende Teilzahlung oder Stundung von Prüfungsgebühren bewilligen. Wird die Zulassung versagt, werden die eingezahlten Gebühren zurückerstattet. Tritt der Bewerber vor der mündlichen Prüfung zurück und weist nach, daß Krankheit oder andere außergewöhnliche Umstände ihn dazu zwingen, so ist ihm die Hälfte der gezahlten Gebühren zurückzuerstatten. In allen anderen Fällen bleiben die eingezahlten Gebühren verfallen, gleichviel, ob die Prüfung zu Ende geführt wird oder nicht.

B. Promotionsordnung für die Philosophische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main

Die Philosophische Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main verleiht den akademischen Grad eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.) nur im normalen Promotionsverfahren nach ordnungsmäßigem Studium auf Grund einer vom Bewerber verfaßten und mit Genehmigung der Fakultät durch den Druck veröffentlichten wissenschaftlichen Abhandlung (Dissertation) und nach Ablegung einer mündlichen Prüfung (Rigorosum).

Das Gesuch um Zulassung zur Promotion ist an die Fakultät zu richten und dem Dekan persönlich einzureichen. Im Gesuch sind Titel der verfaßten Dissertation und die für die mündliche Prüfung gewählten Fächer (das Hauptfach und zwei Nebenfächer) anzugeben. Dem Gesuch sind beizulegen:

1. ein deutsch abgefaßter Lebenslauf, der namentlich auch über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt. Er muß die Namen der Hochschullehrer enthalten, bei denen der Bewerber gehört hat.
2. das Reifezeugnis des Bewerbers.
3. den Nachweis eines ordnungsgemäßen und gründlichen Fachstudiums an der Philosophischen Fakultät einer deutschen oder deutschsprachigen ausländischen Universität von mindestens acht Semestern, davon zwei an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Durch Abgangszeugnis und Kollegbücher oder Verzeichnis der belegten Seminare, Übungen und Vorlesungen muß das ordnungsgemäße Studium in einem Hauptfach und mindestens zwei Nebenfächern nachgewiesen werden.
4. ein Führungszeugnis der zuständigen Universitätsbehörde oder, wenn der Bewerber über drei Monate exmatrikuliert war, ein polizeiliches Führungszeugnis.
5. eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolg der Bewerber sich bereits einer anderen Doktorprüfung oder einer sonstigen Hochschul- oder Staatsprüfung unterzogen hat.
6. Der Bewerber hat eine von ihm verfaßte Arbeit über ein selbstgewähltes Thema als Dissertation einzureichen. Ihr Gegenstand muß einem in der Fakultät vertretenen Wissensgebiete entnommen sein. Die Abhandlung muß wissenschaftlich beachtenswert sein und die Fähigkeit des Bewerbers zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit und angemessener Darstellung erweisen. Die Sprache der Dissertation ist Deutsch oder Lateinisch, über Zulassung anderer Sprachen entscheidet die Fakultät. Am Schlusse der Abhandlung hat der Bewerber anzugeben, welche Quellen und Hilfsmittel er für ihre Ausarbeitung benutzte, sowie ob und inwieweit er sich bei der Ausarbeitung fremder Hilfe bedient hat. Dieser Angabe ist die eidesstattliche Erklärung anzufügen, daß darüberhinaus keine weitere Beihilfe stattgefunden hat.
7. eine Erklärung darüber, ob die Arbeit schon einmal einer Fakultät oder einer anderen Stelle zur Prüfung vorgelegen hat

und ob sie vorher ganz oder im Auszug veröffentlicht worden ist. 8. die vom Bewerber bisher im Druck veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten. 9. eine Erklärung, daß dem Bewerber die Promotionsordnung bekannt ist. 10. eine Quittung der Universitätskassatur über die eingezahlte Gebühr.

Lateinkenntnisse werden für die Promotions vorausgesetzt. Sie sind, wie die für bestimmte Fächer erforderliche Kenntnis des Griechischen, durch das Reifezeugnis oder durch eine anerkannte Ergänzungsprüfung nachzuweisen.

Über die Annahme des Gesuches entscheidet nach der Prüfung der eingereichten Unterlagen der Dekan auf Grund der Bestimmungen. Die Zurücknahme eines Promotionsgesuches ist nur so lange zulässig, als nicht durch eine ablehnende Entscheidung über die Dissertation das Promotionsverfahren beendet, eine Umarbeitungsfrist für die Abhandlung gestellt wurde oder die mündliche Prüfung begonnen hat.

Werden auf Grund der eingereichten Unterlagen die Vorbedingungen zur Zulassung eines Bewerbers vom Dekan als erfüllt angesehen, so bestellt dieser die Gutachter zur Beurteilung der Dissertation, und zwar einen Referenten (in der Regel den Anreger der Arbeit) und einen Korreferenten. Beide Referenten legen der Fakultät ein begründetes Gutachten über die Dissertation vor. Die Fakultät kann die eingereichte Arbeit auf Vorschlag der Referenten zur Umarbeitung binnen einer bestimmten Frist zurückgeben, die ein Jahr nicht überschreiten soll und nur mit besonderer Genehmigung der Fakultät verlängert werden kann. Verstreicht die Frist, ohne daß die Arbeit von neuem eingereicht wird, so gilt sie als abgelehnt. Wird die Dissertation abgelehnt, so gilt damit die Doktorprüfung als nicht bestanden. Die abgelehnte Arbeit verbleibt mit allen Gutachten bei den Akten der Fakultät.

Nach Annahme der Dissertation durch die Fakultät wird der Bewerber zur mündlichen Prüfung zugelassen. Sie ist in der Regel binnen eines Jahres abzulegen. Den Termin setzt der Dekan nach Anhören des Bewerbers fest. Als Prüfungsfächer der Philosophischen Fakultät gelten diejenigen Fächer, für die ein planmäßiger Lehrstuhl besteht oder die in der planmäßigen Vertretung eines Faches als Untergebiete eingeschlossen sind. Nebenfächer müssen so gewählt werden, daß sie in einem sinnvollen Zusammenhang mit dem Hauptfache stehen und ein angemessenes Wissensgebiet sichern. Ungeeignete Zusammenstellungen kann die Fakultät ablehnen. Mit Genehmigung der Fakultät kann ein Nebenfach — in besonders begründeten Fällen auch zwei Nebenfächer — aus den anderen Fakultäten der Johann Wolfgang Goethe-Universität gewählt werden.

Die mündliche Prüfung dauert im Hauptfach mindestens eine Stunde, in den Nebenfächern je eine halbe Stunde. In den Historischen Hilfswissenschaften wird eine Stunde geprüft. Prüfer im Hauptfach ist regelmäßig der Anreger der Dissertation.

Das Ergebnis der mündlichen Prüfung wird in jedem Fach von dem Prüfer nach Rücksprache mit dem Beisitzer durch eine Note festgesetzt. Nach Abschluß der Prüfungen in den einzelnen Fächern berät der Prüfungsausschuß über das Gesamtergebnis. Wird die Prüfung im Ganzen als bestanden gewertet, so wird für sie auf Grund der Einzelnoten eine Gesamtnote mit den Prädikaten „rite“ (genügend), „cum laude“ (gut), „magna cum laude“ (sehr gut), „summa cum laude“ (ausgezeichnet) festgesetzt.

Hat der Bewerber die Prüfung nicht bestanden, so darf er sich zur Wiederholung der ganzen Prüfung nicht früher als nach Ablauf eines halben Jahres und nicht später als nach Ablauf zweier Jahre melden. Ausnahmen kann die Fakultät zulassen. Die Prüfung gilt als nicht bestanden, wenn bei einem Prüfer die Note „rite“ nicht erreicht wurde. War das Ergebnis nur in einem Fache nicht genügend, so kann der Dekan nach Anhören des Prüfungsausschusses die Wiederholung auf dieses Fach beschränken. Eine mehr als einmalige Wiederholung der Prüfung ist ausgeschlossen. Erscheint der Bewerber zu dem für die mündliche Prüfung angesetzten Termin nicht, so gilt die Prüfung als nicht bestanden.

Nach erfolgter Promotion hat der Bewerber seine Dissertation in der von der Fakultät genehmigten Form unter Berücksichtigung der gewünschten Änderungen drucken oder in einer anderen geeigneten Form vervielfältigen zu lassen. Auf dem Titelblatt ist die Genehmigung der Fakultät zu erwähnen, auf der Rückseite des Titelblattes sind die Namen der Berichterstatter und das Datum der mündlichen Prüfung anzugeben. Die Revisionsbogen der Dissertation sind dem ersten Referenten zur Erteilung der Imprimatur vorzulegen. Am Schluß der Dissertation ist ein kurzer Lebenslauf anzufügen. Innerhalb eines Jahres nach dem Bestehen der mündlichen Prüfung hat der Bewerber die vorgeschriebene Anzahl von 150 Pflichtexemplaren seiner Dissertation der Fakultät abzuliefern. Auf Antrag kann diese Frist in besonders begründeten Fällen verlängert werden. Versäumt der Bewerber die ihm gestellte Frist, so erlischt für die Fakultät die

Verpflichtung zur Aushändigung des Diploms unter Verfall der Gebühren. Mit der Ablieferung der gedruckten Pflichtexemplare der Dissertation an die Fakultät sind die Promotionsleistungen des Bewerbers erfüllt. Mit der Aushändigung des Diploms gilt die Promotion als abgeschlossen und beurkundet. Von diesem Tage an beginnt das Recht zur Führung des Dokortitels.

Die Fakultät kann Grad und Würde des Doktors der Philosophie in Anerkennung hervorragender Verdienste um Wissenschaft und Kunst ehrenhalber verleihen. Sie ist hierbei nicht an die Voraussetzungen der allgemeinen Promotionsordnung gebunden. Die Ehrenpromotion muß mindestens von zwei Mitgliedern der engeren Fakultät beantragt werden und erfordert den einstimmigen Beschluß ihrer stimmberechtigten Mitglieder. Sie erfolgt durch Überreichung des hierüber ausgefertigten Diploms, in dem die Verdienste des Promovierten hervorzuheben sind.

Die Gebühren für die Promotion betragen zur Zeit 200,— DM. Sie werden mit Einreichung des Zulassungsantrages fällig und sind bei der Universitätskasse für die Fakultät einzuzahlen. Wird die Abhandlung zurückgewiesen oder die mündliche Prüfung nicht bestanden, so wird dem Bewerber die Gebühr nicht zurückgezahlt. Für eine Wiederholungsprüfung sind nur 100,— DM zu zahlen. In Ausnahmefällen kann die Gebühr ermäßigt werden.

JURISTISCHE FAKULTÄT

Ziel der Ausbildung ist es, für die Rechtspflege und die öffentliche Verwaltung einen rechtskundigen Nachwuchs zu erziehen, der mit dem Gesetz als Mittel der Rechtsordnung für das friedliche Zusammenleben der Menschen in ihrer staatlichen und überstaatlichen Gemeinschaft vertraut, von der Erkenntnis der Unteilbarkeit der Rechtsordnung getragen und sich bewußt ist, daß die vollziehende und die rechtsprechende Gewalt im Namen des Volkes und für das Volk auszuüben sind.

A. Die erste rechtswissenschaftliche Staatsprüfung

hat die Aufgabe, festzustellen, ob der Bewerber rechtswissenschaftlich soweit vorgebildet ist und soviel praktisches Verständnis besitzt, daß er für den Vorbereitungsdienst geeignet erscheint, der ihn in einer Frist von mindestens 3 Jahren und 6 Monaten auf die große Staatsprüfung vorbereitet.

Vorbedingungen zur Zulassung zur ersten juristischen Staatsprüfung sind: Der Bewerber hat ein ordnungsmäßiges Studium der Rechte von mindestens 6 Halbjahren nachzuweisen. Er soll möglichst Vorlesungen über sämtliche Fächer, auf die sich die erste juristische Staatsprüfung erstreckt, belegt und muß an wenigstens 6 mit schriftlichen Arbeiten verbundenen Übungen aus verschiedenen Rechtsgebieten teilgenommen haben, darunter auch an einer Übung auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechts. Der Minister der Justiz bestimmt im Einzelfalle, ob ein Halbjahr eines anderen Studiums anzurechnen ist und ob eine Kriegsgefangenenhochschule einer ausländischen Hochschule gleichzuachten ist.

Im Rahmen des ordnungsmäßigen Studiums der Rechte ist ein praktischer Ausbildungsdienst bei Gericht, der sich über 6 bis 8 Wochen erstreckt, für die Zulassung zur ersten juristischen Staatsprüfung erforderlich. Er soll möglichst vor dem Studium, spätestens bis zum 3. Semester während der Universitätsferien abgeleistet werden und gilt nur mit der Erteilung eines Zeugnisses über erfolgreiche Teilnahme als abgeschlossen. Sinn des Ausbildungsdienstes ist, dem Studenten einen Einblick in den Ablauf des Zivil- und Strafverfahrens sowie in die Einrichtungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu verschaffen.

Das Studium soll keine Fachausbildung in Gesetzkunde, sondern ein wissenschaftliches Eindringen in das Recht, die Gesetzgebung und Rechtsprechung sein. Das Recht als überzeitliche und überstaatliche Kulturerscheinung muß im Mittelpunkt stehen. Es wird daher der allgemeinen Rechtslehre, der Rechtsphilosophie in Verbindung mit der allgemeinen Philosophie, der Rechtsgeschichte und der Rechtsvergleichung entscheidende Bedeutung beigemessen. Neben dem Stoff seiner Pflichtvorlesungen soll sich der Student möglichst mit den Grundlehren der Rechtsphilosophie der Antike, des Mittelalters, der Neuzeit und der Gegenwart aus den Quellen vertraut gemacht haben. Außerdem wird von dem Bewerber eine ausreichende Kenntnis auf dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre einschließlich der Finanzwissenschaft und auf dem Gebiet der politischen Geschichte Deutschlands und der Welt erwartet, so daß er einen Nachweis seines Wissens in bezug auf die geistesgeschichtlichen, soziologischen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart und ihre Grundlagen abgeben kann.

Der Meldung zur ersten juristischen Staatsprüfung sind beizufügen:

- a) das Reifezeugnis einer deutschen höheren Lehranstalt,
- b) Bescheinigungen der Universitätsbehörden über die Vorle-

sungen, die der Bewerber belegt hat, und über Übungen, an denen er teilgenommen hat, c) die Abgangszeugnisse der Universität und ein Führungszeugnis der letzten Universität, wenn der Bewerber ihr noch angehört, d) eine Erklärung darüber, ob der Bewerber gerichtlich oder disziplinarisch bestraft oder gegen ihn ein Verfahren anhängig ist oder gewesen ist, e) die Versicherung, daß der Bewerber die Zulassung bisher bei keinem anderen Prüfungsamt nachgesucht hat, oder die Angabe, wann und wo dies geschehen ist, f) ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf. Der Bewerber kann aus den Prüfungsfächern eines oder mehrerer bezeichnen, aus denen er die Aufgabe für die häusliche Arbeit zu erhalten wünscht.

Die juristische Staatsprüfung ist vorwiegend Wissenschaftsprüfung.

Prüfungsfächer sind: Rechtsphilosophie, allgemeine Rechtslehre und Methodik, Rechtsgeschichte, Verfassungsrecht, Staats- und Verwaltungsrecht, Privatrecht (einschließlich des römischen Rechts und des Handelsrechts), Arbeits- und Sozialrecht, Strafrecht, Völkerrecht und internationale Organisation, Zivil- und Strafprozeßrecht, sowie die Grundzüge des internationalen Privatrechts, Kirchenrechts, Zwangsvollstreckungsrechts einschließlich des Konkurses, der Wirtschaftswissenschaften einschließlich der Soziologie.

Die Prüfungsgebühr beträgt 100,— DM. Sie ist an die Oberjustizkasse bei dem Oberlandesgericht in Frankfurt a. M. zu zahlen. Die Bescheinigung über die Zahlung ist dem Zulassungsgesuch beizufügen, das der Bewerber an das Prüfungsamt richtet, in dessen Bezirk seine Heimat ist oder er 2 Semester studiert hat. Wird der Bewerber zur Prüfung nicht zugelassen, so wird ihm der eingezahlte Betrag erstattet. Endet das Prüfungsverfahren vor dem Beginn der mündlichen Prüfung, so ermäßigt sich die Gebühr um die Hälfte; dies gilt jedoch nicht, wenn der Prüfling gemäß § 23 der Juristischen Ausbildungsordnung von der weiteren Teilnahme an der Prüfung ausgeschlossen wird. Der Bewerber soll sich im Anschluß an sein Universitätsstudium, jedenfalls innerhalb dreier Monate nach Abschluß des letzten Studienhalbjahrs zur Prüfung melden. Der Präsident des Prüfungsamtes kann aus wichtigen Gründen eine spätere Meldung gestatten oder eine verspätete Meldung zulassen. Bei der Versäumung der Meldefrist hat der Bewerber sein Rechtsstudium ein weiteres Studienhalbjahr fortzusetzen.

Gang der Prüfung: Die erste rechtswissenschaftliche Staatsprüfung gliedert sich in drei Abschnitte: a) eine schriftliche Hausarbeit, b) 5 schriftliche Arbeiten, die unter Aufsicht anzufertigen sind, c) die mündliche Prüfung.

a) **Die häusliche Arbeit** besteht aus der schriftlichen Bearbeitung einer Aufgabe, die einem der rechtswissenschaftlichen Prüfungsgebiete entnommen ist. Sie soll dem Prüfling Gelegenheit geben, darzutun, daß er fähig ist, sich auf Grund der Gesetze unter Berücksichtigung des Schrifttums und der Rechtsprechung ein Urteil zu bilden und seine Ansicht in geordneter Gedankenfolge sprachlich gewandt zu begründen. Der Prüfling hat die häusliche Arbeit binnen 6 Wochen in Reinschrift abzuliefern und ihr die Versicherung hinzuzufügen, daß er sie ohne fremde Hilfe angefertigt und sich anderer als der von ihm angegebenen Hilfsmittel nicht bedient habe. Zur Wahrung der Frist genügt die durch Poststempel nachgewiesene rechtzeitige Aufgabe bei einem Postamt. Der Bewerber kann die ihm gestellte Aufgabe vor Ablauf der Frist einmal zurückgeben mit der Wirkung, daß ihm eine andere Aufgabe gestellt wird. Wird die Ablieferungsfrist versäumt, so ist die Prüfung nicht bestanden.

b) **Die 5 schriftlichen Arbeiten** hat der Prüfling im Anschluß an die Hausarbeit unter Aufsicht anzufertigen. Für jede dieser Arbeiten stehen dem Prüfling 5 Stunden zur Verfügung. An je einem Tage sind zu bearbeiten: 1.) eine Aufgabe aus dem Gebiet des bürgerlichen Rechts, 2.) eine Aufgabe aus dem Gebiet des Strafrechts, 3.) eine Aufgabe aus den Gebieten des Handels-, Arbeits- oder Wirtschaftsrechts, 4.) eine Aufgabe aus dem Gebiet des Staats- oder Verwaltungsrechts, 5.) eine Aufgabe aus dem Gebiet der Volkswirtschaft oder aus den unter 1.) und 2. bezeichneten Rechtsgebieten. Es darf nur der Gesetzestext benutzt werden. Die Benutzung anderer Hilfsmittel ist verboten. Die Aufgaben stellt der Präsident des Landesprüfungsamtes. Die Aufsicht bei der Anfertigung der Arbeiten führt ein Mitglied des Prüfungsamtes oder ein anderer Richter oder Staatsanwalt, der von dem Präsidenten bestellt wird. Der Prüfling hat die Arbeiten spätestens bei Ablauf der Bearbeitungsfrist mit seiner Unterschrift versehen an den Aufsichtsbeamten abzugeben. Prüflinge, die sich eines Täuschungsversuches oder eines erheblichen Verstoßes gegen die Ordnung schuldig machen, kann der Aufsichtsbeamte von der Fortsetzung der Arbeit ausschließen. Gibt der Prüfling eine Aufsichtsarbeit nicht ab oder erscheint er ohne genügende Entschuldigung zur Anfertigung einer Arbeit nicht, so wird diese Arbeit mit ungenügend bewertet.

Der Fall Auerbach und die Justizverwaltung

Wie wir in unserer letzten Ausgabe mitteilten, kündigte uns das Bayerische Justizministerium eine Gegendarstellung zu dem Artikel von Josef Klubansky „Fazit eines Prozesses“ an, der in der — inzwischen völlig vergriffenen — Oktober-Nummer des DISKUS erschienen war. Der Verfasser der Erwiderung, Regierungsrat Dr. Wolfgang Schier, war zur Zeit des Auerbach-Prozesses persönlicher Referent des Staatssekretärs im Justizministerium, Dr. Koch.

Die Redaktion

Es ist zuweilen der Versuch gemacht worden, die Dinge im Strafverfahren gegen Philipp Auerbach so darzustellen, als sei es allein eine außergewöhnliche Verfahrensweise der bayerischen Justiz gewesen, die diesem Prozeß den Stempel des Sensationellen aufgedrückt hat. Eine derartige Betrachtungsweise übersieht, daß die Anteilnahme der Öffentlichkeit an dieser Affäre von der auch in den Wirren der Nachkriegsverhältnisse einmaligen Ausnahmeerscheinung der Sache selbst ausging:

Ein Skandal, der die Verwirtschaftung öffentlicher Gelder in Höhe von etwa 5 Millionen zum Ausgangspunkt hatte, wobei einmal Fälschungen in großem Umfang, andererseits ungewöhnliche Kreditgewährungen im Spiel waren — im Mittelpunkt eine Behörde, die in keiner Weise den landläufigen Vorstellungen über eine solche Einrichtung entsprach, und ein Behördenchef, der selbst seit Jahren eine der umstrittensten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens war — und dahinter wieder die so ganz anders ernste, unzweideutige und unabdingbare Aufgabe, das den jüdischen Mitmenschen angetane Unrecht auf materiellem Gebiet wiedergutzumachen — schließlich aber auch die niemals ganz deutlich erkennbare Einflußnahme und Mitwirkung der amerikanischen Besatzungsmacht, erst bei der Berufung Auerbachs, dann beim Ausbau seiner Position, letztlich auch bei seinem Sturz.

Die Justizverwaltung, die durch ihre staatsanwaltschaftliche Behörde handelt, ist allein verantwortlich für den Teil des Verfahrens, der mit den ersten Ermittlungen beginnt und mit der Anklageerhebung — oder auch mit der Einstellung — abschließt. Die Vorwürfe, die aus Anlaß des Verfahrens gegen Auerbach gegen die Justizverwaltung erhoben werden, können sich demnach legitimerweise immer nur auf die Führung des „Ermittlungsverfahrens“ beziehen.

1. Der Vorwurf der „mangelnden Großzügigkeit“ — das Verfahren hätte angesichts der ganz besonderen Verhältnisse auf dem Gebiet der Wiedergutmachung, aber auch der Verdienste Auerbachs um sie, auf der einen Seite, des „mageren“ Ergebnisses des Verfahrens, auf der anderen Seite nicht durchgeführt werden dürfen.

Dazu ist zu sagen: Das Gesetz — die Strafprozeßordnung — verlangt, daß gegen jeden, der unter dem Verdacht steht, eine strafbare Handlung begangen zu haben, ein Ermittlungsverfahren durchgeführt und gegen ihn auch Anklage erhoben wird, wenn sich dieser Verdacht hinreichend bestätigt. In dem Rechtsstaat, in dem wir leben, darf es in keinem Fall eine Rolle spielen, ob es sich bei dem Beschuldigten um einen hochgestellten oder nur um den vielgeplagten kleinen Mann handelt. Fragen der Zweckmäßigkeit oder die Rücksichtnahme auf „politische“ Folgen müssen hier völlig ausscheiden.

Was das Ergebnis des Verfahrens anlangt, so ergibt der Schuldspruch des Gerichts vom 14. August 1952 hinsichtlich Auerbachs: ein Vergehen der unbefugten Führung eines akademischen Grades (1 Mon. Gef.); zwei versuchte Vergehen der falschen Versicherung an Eides Statt (6 Wochen bzw. 2 Mon. Gef.); ein fortges. Vergehen der einfachen passiven Bestechung im Fall Schöppl (3 Mon. Gef.); ein versuchtes Verbrechen der Erpressung im Fall Diekow (4 Mon. Gef.); je ein fortges.

Vergehen der einfachen passiven Bestechung in den Fällen Bedacht und Riedel — Bau von KZ-Friedhöfen — (4 bzw. 5 Mon. Gef.); ein fortges. Vergehen der Untreue im Fall Merk — Betreuung von KZ-Friedhöfen — (4 Mon. Gef. und 1000 DM); zwei Vergehen der Untreue im Fall des israelitischen Friedhofes Würzburg — Heidingsfeld (3 Mon. Gef. und 500 DM, bzw. 2 Mon. Gef. und 200 DM); ein Vergehen der Amtsunterschlagung im Fall Lehrer (4 Mon. Gef.), ein fortges. Vergehen der Untreue durch Erhebung einer Gebühr von 15 DM bei Abtretung der 2. Entschädigungsrate und Verwendung in der Z. b. V.-Kasse (4 Mon. Gef.); ein Vergehen gegen das Währungsges. fiel unter die Amnestie.

Die Summe der Einzelstrafen (36 Mon. und 6 Wochen Gef.) führte das Gericht auf eine Gesamtstrafe von 2 1/2 Jahren Gefängnis, auf die noch rund 15 Monate Untersuchungshaft angerechnet wurden, und 2700 DM Geldstrafe zurück.

Dieses Urteil ist durch den Tod Auerbachs hinfällig geworden, irgendeine rechtliche Wirkung hat es deshalb nicht erlangt. Da aber die Unwirksamkeit nicht aus dem Verfahren, aus irgendwelchen Mängeln des Urteils herrührt, liegt der Schluß nahe, daß die Berechtigung, das heißt auch: Verpflichtung, dieses Verfahren durchzuführen, nicht in Zweifel gezogen werden kann.

Es soll in diesem Zusammenhang auch noch erwähnt werden, daß die Besetzung des Landesentschädigungsamtes (LEA) zu Untersuchungsergebnissen führte, die es möglich machten, durch die hierbei gewonnenen Aufschlüsse in Hessen ungerechtfertigte Auszahlungen in Höhe von etwa 9 Millionen Mark zu verhindern, und daß in Württemberg-Baden, ebenfalls unter Heranziehung der Erfahrungen in Bayern, ein Schaden von etwa 2 1/2 Millionen DM aufgedeckt werden konnte, der dem Staat durch Fälschungen von Anspruchsunterlagen erwachsen ist.

2. Wurde die öffentliche Meinung von vornherein durch tendenziöse Berichte der Staatsanwaltschaft — später oft „Heeresberichte“ genannt — in einseitiger Weise beeinflusst oder doch wenigstens der Versuch dazu gemacht?

Die Versorgung der Presse mit Nachrichten ist nicht von der Staatsanwaltschaft ausgegangen. Die ersten Meldungen brachte Auerbach selbst in die Presse, indem er behauptete, er habe die Fälschungen aufgedeckt.

Bis zur Besetzung des LEA wahrte die Staatsanwaltschaft absolutes Stillschweigen. Erst nach einigen Tagen, als die Erörterungen und Gerüchte größeren Umfang angenommen hatten, aber auch erste Untersuchungsergebnisse vorlagen, brachte die Staatsanwaltschaft kurze, zurückhaltende Mitteilungen über den Fortgang des Verfahrens. Später gingen dann mehrfach zusammenfassende Berichte an das Plenum des Landtages, weil dieses wegen der politischen Bedeutung des Falles auf Informationen bestand.

Daß die Staatsanwaltschaft von dem Brauch, im Stadium des Ermittlungsverfahrens mit Mitteilungen zurückzuhalten, gerade in diesem Fall abwich, war bedingt durch die beispiellose Anteilnahme der Öffentlichkeit und der beteiligten politischen Kreise, die immer stärker nach Informationen verlangten. Die Publizität der Ereignisse setzte sich hier gegenüber allen formalen Bedenken durch. In den Augen der Öffentlichkeit war es nicht nur der Fall Auerbach, sondern eine Staatsaffäre, das zeigten vor allem die Erörterungen und Maßnahmen des Landtages.

Waren die Berichte der Staatsanwaltschaft — ihre Notwendigkeit einmal zugegeben — nicht durch die Art ihrer Abfassung zu beanstanden?

3. Hat die Staatsanwaltschaft Auerbach in der Öffentlichkeit strafbarer Handlungen beschuldigt, die dann nicht einmal angeklagt werden konnten?

In diesem Zusammenhang fällt immer wieder der Vorwurf, man habe Auerbach mit dem Fälschungskomplex in Zusammenhang gebracht, obwohl er damit nichts zu tun gehabt habe.

Auerbach wurde der Mitwirkung an diesen Fälschungen zu keiner Zeit beschuldigt. Das Verfahren lief insoweit gegen Unbekannt. Die Staatsanwaltschaft hat oft genug erklärt, eine Beteiligung Auerbachs hierbei sei nicht erkennbar. Zu einer noch weitergehenden Entlastungserklärung bestand keinerlei Anlaß, war doch Auerbach schließlich der Leiter der Behörde, in der diese Fälschungen aufgedeckt wurden. Von einer Anklageerhebung konnte daher in diesem Punkt keine Rede sein.

Im übrigen wurde Auerbach in den veröffentlichten Berichten mit folgenden Vergehen belastet, die in den 21 Fällen der Anklage nicht enthalten sind:

- 1) Unterschlagung jüdischer Vermögenswerte seit Ende 1945.
- 2) Verwicklung in die Schiebergeschäfte der Firmen Schiro und Ge-Ba (Liebesgabensendungen).
- 3) Verhalten im KZ Groß-Rosen.
- 4) Unterschlagung von 20 000 Dollar des Felix Braun.
- 5) Beamtennötigung.
- 6) Auftrag zur Anfertigung von Fotokopien jüdischer Kirchenbücher unter Überschreitung des genehmigten Betrages um 36 000 DM.
- 7) Unberechtigte Anerkennung eines Kriminellen als politischen Häftling.

Damit hat die Anklagebehörde keineswegs zugegeben, daß ihre früheren Berichte nur unbegründete Verdächtigungen waren. Es entspricht vielmehr der Praxis, weniger wichtige Anklagepunkte zunächst noch wegzulassen, sei es, weil die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind und dadurch der Abschluß des Verfahrens nicht aufgehalten werden soll, sei es, weil diesen Punkten neben den anderen, die angeklagt werden, keine besondere Bedeutung mehr zukommt. (Dies ist eine der wenigen gesetzlich zugelassenen Ausnahmen von dem sonst zwingenden Legalitätsgrundsatz.)

So heißt es denn auch in der Schlußverfügung der Staatsanwaltschaft vom 5. 12. 1951:

„Soweit sich aus den Akten der begründete Verdacht weiterer strafbarer Handlungen der Angeschuldigten ergibt, sind diese Tatbestände noch Gegenstand der insoweit nicht abgeschlossenen Voruntersuchung.“

Das Verfahren hat dann auch in diesen Punkten durch den Tod Auerbachs seine Erledigung gefunden.

4. Staatsanwalt und Untersuchungsrichter im Vorverfahren. Die ungewöhnliche Bedeutung und Ausdehnung des Verfahrens erforderten, von Anfang an ausschließlich mit dieser Aufgabe beauftragte Beamte einzusetzen. Zwei Staatsanwälte und ein Untersuchungsrichter waren ausschließlich in dieser Sache

beschäftigt, nicht, wie immer wieder behauptet wurde, in unzulässiger Zusammenarbeit, sondern vorschriftsmäßig, daß die Staatsanwälte ihr Material, sobald es einen gewissen Umfang erreicht hatte, dem Untersuchungsrichter zuleiteten, nachdem ihrem Antrag auf Durchführung der Voruntersuchung stattgegeben worden war, während sie sich anderen Fällen des Verfahrens zuwendeten.

Nur so war es möglich, das Vorverfahren schon nach Jahresfrist abschließen zu können. Durch diesen intensiven Personaleinsatz ließen sich durchaus befriedigende Aufklärungsergebnisse erreichen. Wenn dann in der Hauptverhandlung der eine oder andere Sachverhalt sich wieder anders darstellte, so besagt dies doch nichts gegen die Qualität des Vorverfahrens. Solche Abweichungen sind eine alltägliche Erscheinung jeder Hauptverhandlung, die durch das Vorverfahren ja nur vorbereitet, nicht vorgeommen werden soll.

5. Schließlich mag noch zu dem besonders massiven Vorwurf Stellung genommen werden, der frühere Justizminister habe das ganze Verfahren aus persönlichen Gründen in Gang gebracht und alsdann gesteuert.

Es muß dazu immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die Besetzung des LEA, an die sich dann das Verfahren gegen Auerbach angeschlossen, auf einer gemeinsamen Sitzung des amerikanischen Landeskommissars, des Ministerpräsidenten und der Minister für Justiz, Finanzen und Inneres beschlossen wurde. Der Ministerpräsident hat selbst den Grund angegeben, der ihn bewog, die Besetzung des Amtes und damit die Eröffnung des Verfahrens den zuständigen deutschen Stellen zu überlassen: der möglichst ungestörte Fortgang der Wiedergutmachung auch trotz der Besetzung.

Was den Fortgang des Verfahrens und seine angebliche Steuerung betrifft, so wird oft übersehen, daß eine erhebliche Bedeutung in der ministeriellen Beaufsichtigung des Ermittlungsverfahrens auch dem von Anfang an beteiligten Staatssekretär Dr. Koch zukam. Gerade diese laufende Kontrolle des Ermittlungsverfahrens seitens des Staatssekretärs — sie gehört in derartigen Fällen zu dem Pflichtenkreis der leitenden politischen Beamten — zeigt besser als jedes andere Argument, daß die verbreitete Verbindung des früheren Justizministers mit dem Fortgang des Ermittlungsverfahrens gegen Auerbach eine maßlose Übertreibung ist, die weder dem tatsächlichen Ablauf des Verfahrens noch der Persönlichkeit des auch in dieser Sache verantwortlichen Staatssekretärs gerecht wird. Alle Berichte, die in der Sache Auerbach an den Landtag gingen, sind unveränderte Berichte der zuständigen Staatsanwaltschaft, wobei nur eine Einschränkung hinsichtlich des ersten Berichtes vom 8. 2. 1951 vor dem Landtag gemacht werden muß, insoweit, als hier der Justizminister einige persönliche Bemerkungen einfließen ließ.

Was die oft kritisierte Ablösung des Vorsitzenden der für Auerbach zuständigen Strafkammer — des Landgerichtsdirektors Dr. Glück durch den Landgerichtsdirektor Dr. Mulzer — anlangt, so ist dieser Vorgang auf Grund eines Ablehnungsantrages der Verteidigung Auerbachs von einer anderen Strafkammer geprüft worden. Sie kam dabei zu der Feststellung, daß die Umbesetzung im Rahmen der alljährlichen, gesetzlich vorgeschriebenen Geschäftsverteilung vorgenommen worden ist, für die eine unabhängige richterliche Behörde — das Präsidium des Landgerichts — zuständig ist und daß auch nur der leiseste Anhaltspunkt für ein gesetzwidriges Verfahren fehlt. Wer dann noch von der Möglichkeit spricht, die Justizverwaltung hätte gleich ein ganzes Gremium unabhängiger Richter — eben dieses Präsidium — in gesetzwidriger Weise unter Druck gesetzt, zeigt nur, daß er jedenfalls die Möglichkeiten der Justizverwaltung, aber vor allem auch den Charakter und die Haltung unserer Richter verkennt.

Abschließend mag noch auf zweierlei hingewiesen werden:

1. Das Verfahren war niemals etwas anderes als der gesetzlich vorgeschriebene Prozeß um Durchsetzung von Recht und Gerechtigkeit. Politische Interessen konnten das Verfahren weder aufhalten noch in eine bestimmte Richtung lenken. Das Verfahren gegen Auerbach war ein echtes Justizverfahren und kein politischer Prozeß.

2. Es ist unverantwortlich, in diesem Zusammenhang von Antisemitismus zu sprechen. Der leitende staatsanwaltschaftliche Beamte gehörte selbst zum Kreis der rassistisch verfolgten Personen. Der staatsanwaltschaftliche Sachbearbeiter, der das Ermittlungsverfahren führte, hat noch in seinem Plädoyer den Antisemitismus als eine „besondere und gesteigerte Art menschlicher Dummheit“ bezeichnet.

Auerbach war es, der das Wort „Antisemitismus“ ohne Zögern schon im ersten Augenblick in die Debatte warf, als er von dem „Frontalangriff auf das Judentum“ sprach. Diese Reaktion Auerbachs mag menschlich begreiflich sein, das Verfahren selbst durfte und konnte hiervon nicht beeinflusst werden, denn in diesem Zusammenhang durfte es „auf die Eigenschaft Auerbachs als Jude oder Christ“ (NZ, 12. 3. 1951) nicht ankommen.

Wolfgang Schier

STUDIARENDE

erhalten die

„Frankfurter Allgemeine Zeitung“

als Abholabonnement zum monatlichen

Sonderbezugspreis

von

DM 1,90

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung

und Alleinauslieferung für Studenten durch:

Universitätsbuchhandlung NAACHER

Frankfurt am Main · Bockenheimer Warte

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN

Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131
(nächst der Universität) Fernruf 755 89

Der Jüngerstil

Mehrfache, zum Teil heftige Proteste gegen einen „unqualifizierten Angriff“ auf Ernst Jünger, der in einem Artikel unserer Beilage als „unsäglich Stilist, der vermutlich noch nie auch nur zwei Wörter richtig aneinandergesetzt hat“, bezeichnet wurde, veranlassen uns zum Abdruck der Neufassung eines Aufsatzes, den der gleiche Kritiker, René Ernst, unlängst in der Zeitschrift „Aufklärung“ veröffentlichte. Diese Sprachkritik erweist sich als notwendig gegenüber einem Werk, das verbindlicher Text zu sein vorgibt. Dieser Anspruch muß also nachgeprüft werden.

Die Redaktion

Vom gewichtigen, mit Signatur und Siegel versehenen Etikett eines Serienfabrikats der Parfümindustrie könnte sie ins Literaturgewerbe hinübergewandert sein, die zierhaft-kunstgewerbliche Warenmarke „Ernst Jünger“, und wie ihresgleichen verbürgt und ersetzt sie die Qualität, die noch dem eigenen, autonom prüfenden Urteil zu unterwerfen niemand mehr sich zutraut. Nicht gering zu veranschlagen ist ihr Anteil an der Werbekraft des Meisters mit diesem doch eigentlich desavouierenden Namen, und wieder einmal bestätigt es die Verwandlung der Welt in Reklame, daß dessen Stil nach der Struktur des Namens gebildet sein könnte, in dem der Schreibstufenfeldwibel Jung sich zu seinem vokalüberguldeten Komparativ befördert. Und wirklich tritt das wahre Gepräge dieses Stils erst dann zutage, wenn man den Namen, der auf der Titelseite steht, auch vor jedem Abschnitt einsetzt, — als die barsche Anrede, mit der der Oberjünger die Instruktionstunde einleitet:

„Jünger! An diesem Punkte sind zwei Einwände zu berücksichtigen. Man könnte fragen, ob denn die eine, auf dem Stimmzettel vermerkte Absage sinnlos sei? Auf hoher sittlicher Stufe gibt es die vorgetragenen Bedenken nicht. Der Mann sagt seine Meinung, vor welchem Forum es auch sei. Er nimmt seinen Untergang in Kauf.“

„Jünger! Der Friede von Versailles schloß bereits den zweiten Weltkrieg ein. Auf offene Gewalt begründet, gab er das Evangelium, auf das jede Gewalttat sich berief.“¹⁾

Es haben sich willige Ohren gefunden. Überall dort, wo Herr Jung ganz zum Barbaren wurde, welcher nach glitzernden Neomythen greift, um damit sich zu behängen, wurde der Name Jünger zum Schibboleth.

Die Ware hält, was die Firma verspricht. Wenn man nur genau zuhört, tönt aus den Predigten von Opfer und Entscheidung das grunzende Bramarbasieren des Mannes an der Bierbank, der, wenn es die Entscheidung gilt, sich fein heraushält:

„Das man das ändern könne: dieser Gedanke zeichnete von jeher die flachen Köpfe aus.“²⁾

Vom Schreibtisch aus werden dem Leser gute Ratschläge erteilt, wie er von der Bierbank aus anderen gute Ratschläge erteilen kann, und zwar aus eigener Erfahrung, die er aber — so schätzt der Autor seine Leser ein — allenfalls auch aus der Zeitung oder vom Nachbarn beziehen kann:

Man müßte dem jungen Manne, dem man einen solchen Ratschlag gibt, noch manches mitteilen, was erst die Erfahrung lehrt, wie folgendes: „In der vergangenen Woche erlebte man in einem hiesigen Traktorenwerke, daß das Wort ‚Hunger‘ an eine Wand geschrieben war. Man ließ die Belegschaft antreten und die Taschen ausleeren. Unter den Bleistiften fand sich einer, dessen Spitze Kalkspuren trug!“³⁾

Und wenn der Körper doch einmal in eine gefährliche Situation kommen sollte, soll man Jünger zufolge ihn im Stich lassen und nur als Vorposten betrachten.⁴⁾

Die Verwahrlosung, die moralisch als Opportunismus sich äußert, hat auch den sprachlichen Ausdruck befallen. Dessen verkniffene Konzisheit ist nicht weniger leere Gebärde als das Heldentum, von dem sie zeugen soll. Der Schein von Genauigkeit geht aus dem schnarrenden Rhythmus der kurzatmigen Kommandosätze, die stets apodiktisch mit einem endgültigen Punkt schließen, und von der Unzahl von Konjunktionen und Pronomina, die wahllos in den Text hineingestreut sind. Jünger klammert sich an solche logischen Partikel, aber er ist nicht imstande, die Konsequenz, die sie versprechen, auch zu erfüllen. Sein Prestige verdankt er allein dem Trick, solche Wörter und andere Male seiner sprachlichen Ohnmacht hervorzukehren als das, was er eigentlich gewollt hätte. Sie erfüllen dann eine doppelte Funktion: sie signalisieren, daß im Gedanken unerbittliche Konsequenz herrsche, und verbieten zugleich barsch den Zutritt, damit der Schwindel nicht herauskommt. Wer Jüngersche Prosa verständlich findet, liest ihr nur solche Signale ab; er huscht beim Lesen an der Oberfläche entlang, hört Vokale bimmeln und denkt „schön“, hört „freilich“ und denkt „Intuition“, hört „denn“ und denkt „Konsequenz“. Was die Wörter zu tun hätten, proklamieren sie nur; jeder Satz, jedes Wort diktiert ein Cliché, das nichts anderes mehr sagt als was man vom Stil des Autors zu halten habe. Die Kette der Selbstanzeigen ist schon das ganze oeuvre. Die Herzen und Moneten des Publikums gewinnt Jünger dadurch, daß er seinesgleichen die eigene Nichtigkeit unter einer Aura prätenziöser Clichés wiedererkennen läßt, und den Trabantenchor, der in seinen Stil einstimmte, dadurch, daß auch die nebelhaftesten Köpfe darin im Ton hoher Intuition ihren Quatsch produzieren können. Er spekuliert auf die Eitelkeit, die es bequem haben will.

Man muß Jüngers Sprache als das nehmen, was sie ist: wie beim Kommiß kommt man ihren Kommandos, die den anderen als Subjekt auslöschen wollen, bei, indem man sie — ganz Ohr — so wörtlich nimmt, wie sie es beanspruchen, und statt schon verstanden zu haben sich von den Sätzen, die dastehen, einsagen läßt, was sie wirklich sagen. Die Konfusion, die dann zum Vorschein kommt, hat Jünger, dem nichts wichtiger ist als der Gestus des Souveränen, nicht darstellen wollen; sie ist ihm passiert.

Im Folgenden wird die Methode sokratischer Naivität angewandt auf den Aufsatz „Feuer und Bewegung oder Kriegerische Mathematik“⁵⁾, der sich deshalb anbietet, weil die kommandierte Sprache hier schon im Titel dem Autor durchgeht: „Kriegerische Mathematik“ statt „Mathematik des Krieges“. — Es folgt, buchstabengetreu und an den schlammigsten Stellen ein wenig aufgetaut, der erste Absatz:

Es war zu erwarten, daß im Zeitalter der Technik die Mittel und Methoden der Kriegführung einer schnelleren und gründlicheren Veränderung unterliegen würden, als sie sonst im Wechsel der feindlichen Begegnungen, die zwischen Menschen stattfanden, beobachtet worden sind. Die großen Ereignisse haben bestätigt, daß diese Ahnungen vom Einflusse der Technik auf die kriegerische Auseinandersetzung wohl berechtigt waren. Es hat im Verlaufe des Weltkrieges an Überraschungen nicht gefehlt. Dennoch wohnt den Veränderungen eine gewisse Stetigkeit inne, so daß weit eher von einer Entwicklung als von einer plötzlichen Umwälzung der Kampfart gesprochen werden kann.

Jünger, der in diesem Aufsatz noch nicht den Pazifisten mimt, will im ersten Satz wohl sagen, daß es zu erwarten war, daß die Mittel und Methoden der Kriegführung sich im Zeitalter der Technik schneller und gründlicher ändern würden als früher. Nur um diesen banalen Leitartiklergedanken, der nur wiederholt, was im selber schon armseligen Cliché „Zeitalter der Technik“ ohnehin von jedem assoziiert wird, zu hoher Literatur aufzuplustern, kann er auf die „feindlichen Begegnungen“, die „zwischen Menschen stattfanden“ — man hat die Wahl zwischen der sprachlogischen Bedeutung dieser Kombination von „zwischen“ und „stattfinden“, daß nämlich die feindlichen Begegnungen sich auf einer von Menschen umstandenen Stätte getummelt hätten, und der vermutlich gemeinten, daß die Kämpfe zwischen Tieren von der Betrachtung ausgenommen seien — und auf die umständlich-gravitätische Substantivkonstruktion mit „Veränderung“ verfallen sein. Aber die Sprache verpfuscht die Hochstapelei, indem sie linkisch den Gedanken verfehlt und einen anderen darstellt: daß es zu erwarten war, daß die Mittel und Methoden der Kriegführung jener Veränderung „unterliegen“ und, wie konsequent fortzusetzen wäre, erliegen würden. Der Fluch der einen dummen Phrase aber schlägt den ganzen Satz mit Konfusion. Zum Substantiv verselbständigt und nicht mehr dem „Mittel und Methoden“ als Prädikat zugehörend, bindet das „Veränderung“ die Komparative „schneller und gründlicher“ als seine Attribute an sich und drängt sich dadurch in den Vergleich mit „als“ ein. Wofür darin das Pronomen „sie“ steht, wird nun unbestimmt und ist auch nicht zu erschließen, denn Unsinn ergibt sich in beiden möglichen Fällen: entweder steht es für „Mittel und Methoden“, dann sind diese sonst nicht so schnell und gründlich beobachtet worden, wie die Veränderung ist, der sie im Zeitalter der Technik unterliegen, und der Wechsel der feindlichen Begegnungen ist daran schuld; oder es steht für „Veränderung“, dann kommt heraus, daß eine Veränderung beobachtet worden sind, und zwar nicht so schnell und gründlich beobachtet, wie sie selber ist, wenn sie im Zeitalter der Technik auf jenen Mitteln und Methoden liegt. Da auch die Tempora in Unordnung sind — entweder hätte es heißen müssen „stattgefunden hatten“ oder „beobachtet worden waren“ oder beobachtet wurden —, stimmt von dem ganzen Satz nur das nicht leicht zu verderbende Anfangsstück „Es war zu erwarten“. Das stimmt dafür nicht zum nächsten, der es durch das Demonstrativum „diese Ahnungen“ so zitiert, als hätte dagestanden „Man hatte erwartet“.

So könnte es weitergehen. Es wimmelt von feindlichen Begegnungen, die stattfanden; von Mitteln und Methoden, oder aber Veränderungen, die beobachtet worden sind, und zwar im Wechsel feindlicher Begegnungen; von großen Ereignissen, die irgendwelchen Ahnungen bestätigt haben, daß sie wohl berechtigt waren — wie es zu erwarten war. Und die Kategorien sind vorgegeben wie die Klötze im Baukasten, so daß das Denken nur noch in der Überlegung besteht, wovon weit eher gesprochen werden kann, von „einer“ Entwicklung oder von „einer“ plötzlichen Umwälzung.

Nun der zweite Abschnitt:

Auch im Kriege fließen, wie auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit, konservative und revolutionierende Strömungen nebeneinander her. Das Geheimnis des Sieges wird gern im Zauber der Waffen gesucht, die ihn errangen, und nach einem gewonnenen Kriege glaubt eine Armee noch lange über das Rezept zu verfügen, das den Erfolg verbürgt. Auf der anderen Seite ist das Experiment in keinem Raume gefährlicher als in dem des Krieges, da hier das Schicksal kräftiger in das Leben einfließt als sonst, und jedem Schritte eine entschiedene und nicht zurücknehmende Bedeutung verleiht. Dies macht jede Neuerung bedenklich, die sich auf rein theoretische Erwägung stützt und nicht ihren guten Kern an Erfahrung besitzt. Daher kommt es, daß die neuen Mittel nicht mit jener Heftigkeit ins Treffen gebracht werden, die den Reiz von militärischen Utopien ausmacht, wie sie vor und nach dem Weltkrieg in großer Zahl erschienen sind. Eine neue Waffe, eine veränderte Kampfart tritt vielmehr in den meisten Fällen nur allmählich in das Bild des Krieges ein, zögernd und zunächst auf kleine Schauplätze beschränkt.

Man betrachte, wie konservative und revolutionierende Strömungen einträchtig „nebeneinander her“ fließen — auch im Kriege. Und die Neuerung, die von der entschiedenen Bedeutung jedes Schrittes bedenklich gemacht wird, kann nie und nimmer eine bedenkliche Neuerung sein, sondern nur eine Neuerung, die bedenklich gestimmt ist, denn auf diese Bedeutung ist das Wort in der Verbindung „bedenklich machen“ festgelegt; — die Sprache läßt sich nicht beherrschen. Auch sonst zeigt der Autor sich unfähig, Abstrakta als die Abstrakta herauszubringen, die sie sind. Mit „beobachten“ und „stattfinden“ wird sein Stil in der Tat zu einem „Schauplatz“, wo sie in visueller Quicklebendigkeit ihr Wesen treiben können: da fließen Strömungen auf Gebieten menschlicher Tätigkeit, dann wird herumgesehen, während ein anderer stolz auf dem Rezept sitzt, das den Erfolg verbürgt, eine Bedeutung ist entschieden und nimmt nicht zurück, und dies macht die Neuerung bedenklich, wobei sie sich stützen muß, und im Hintergrund gewahrt man eine veränderte Kampfart, wie sie zögernd den Schauplatz betritt. Nur daß ein fehlendes Komma die Szenerie verwirrt: glaubt jener noch lange, über das Rezept zu verfügen, oder glaubt er, noch lange über das Rezept zu verfügen? — Und wo ist die eine Seite zu der anderen, auf der im „Raume“ des Krieges das Experiment so gefährlich ist?

Nachdem dieser Abschnitt für die Gefährlichkeit des Experiments im Kriege die nichtssagende Begründung gegeben hat, daß hier das Schicksal kräftiger ins Leben einfließt als sonst, gibt der nächste, mit „Dazu kommt“ anknüpfend, zu bedenken, der Krieg sei ein außergewöhnlicher Zustand. Dann geht es weiter:

Wohl stellt die Kriegserfahrung ein Kapitel dar, von dem sich in friedlichen Zeiten die Vorstellung des Soldaten über den Krieg ernährt, aber der Wert dieses Kapitals nimmt in demselben Maße ab, in dem der Krieg in die Vergangenheit rückt. Denn das innerste Leben des Krieges wird sehr bald vergessen, und dreißig Jahre Frieden drücken dem Kriege bereits den Stempel des Sagenhaften und Unvorstellbaren auf.

Dennoch findet gleichzeitig ein beständiges Wachstum statt, denn der Krieg ist nicht ein Zustand, der völlig seinen eigenen Gesetzen unterworfen ist, sondern eine andere Seite des Lebens, die selten an die Oberfläche tritt, aber eng mit ihm verbunden ist.

Diesmal ist es ein Wachstum, was stattfindet, es wachsen die kriegerischen Möglichkeiten, die Schwestern der feindlichen Begegnungen und der kriegerischen Mathematik, denn der Krieg ist nicht ein Zustand, der „völlig seinen eigenen Gesetzen

unterworfen ist“ sondern eine andere Seite des Lebens. Und zwar ist er eine Seite des Lebens, die eng mit ihm verbunden ist — er ist also mit sich selber verbunden, wenn nicht gemeint war, daß die Seite des Lebens mit dem Leben verbunden sei, was auch eine bedeutende Einsicht wäre. — Der Abschnitt schließt:

Daher werden die Möglichkeiten des Krieges ununterbrochen vom Frieden genährt, und wie die Zeiten sich wandeln, so wandelt sich auch der Krieg.

Allerdings ist eine gewisse Verzögerung nicht zu verkennen, mit der eine Zeit ihre Mittel zum kriegerischen Ausdruck bringt. Der Vorsprung, den die Völker innerhalb dieser Zeitspanne gegeneinander gewinnen, ist meist gering, aber von bedeutsamer Natur.

Noch schöner wäre Ernst Jüngers infantile Optik zum Ausdruck gekommen, wenn er so formuliert hätte: „Allerdings ist eine gewisse Verzögerung nicht zu verkennen. Mit ihr bringt eine Zeit ihre Mittel zum kriegerischen Ausdruck.“

Es folgen nun noch einige Sätze, isoliert und zum Keimel gebracht:

Die Steigerung des Feuers nimmt in diesen Schlachten nie geahnt Ausmaße an. Die Artillerien schwellen zu Belagerungsparks an, deren Geschütze an Zahl und Schwere ununterbrochen wachsen.

Im gleichen Verhältnis vermehrt sich die Feuerkraft der Infanterie. Auch sie vermag in steigendem Maße artilleristische Wirkung zu entfalten.

Die Arbeit der Industrien läuft letzten Endes darauf hinaus, daß an der Front Feuer und immer dichteres Feuer erzeugt werden soll.

Denn das Feuer hat die Eigenschaft, daß es die Verteidigung in weit höherem Maße als den Angriff unterstützt.

Dieser Aufgabe dienen die technischen Mittel in ihrer Eigenart und in ihrem Zusammenspiel.

Dieser Geist kommt im kleinen bereits im Stoßtrupp zum Ausdruck, in dieser wunderlichen Akkordarbeit des menschlichen Angriffs, und sie deutet sich im großen in der deutschen Frühjahrsoffensive von 1918 an.

Wer noch nicht wußte, daß Flugzeuge nicht von Menschen gerudert oder von Pferden gezogen werden, merke sich folgendes:

... während die Bewegung im Gefecht noch im großen und ganzen von primitiver Energie, der Muskelkraft von Menschen und Pferden, erwartet wird. Freilich ist dies nicht in allen (es sind nur drei!) Elementen, die der Mensch sich zur Fortbewegung dienstbar gemacht hat, der Fall. So werden im Luftmeer die Waffen von Maschinen getragen.

Schiffe werden übrigens auch von Maschinen getrieben. Das bestätigt Jünger selbst in den Sätzen, die dann folgen, indem er umständlich, mit dem Gebaren des Unbestechlichen, der stets hinter den Erscheinungen das Wesen schaut, die Einsicht preisgibt, daß heutzutage die Schiffe „sich bewegen können“:

Wenn die großen Flotten auch lange Zeit vor Anker liegen, so lautet doch die Fragestellung nicht, ob sie sich bewegen können oder nicht, sondern ob sie sich bewegen sollen oder nicht. Ihre Bewegung ist eine Frage des Willen, nicht der Möglichkeit.

Der Aufsatz schließt wie eine deutsche Klassenarbeit:

Unter diesem Winkel gesehen, erscheint der Weltkrieg als ein riesenhaftes Fragment, zu dem jeder der neuen Industriestaaten seinen Beitrag lieferte... In diesem Vorgang spiegelt der Weltkrieg unser Leben überhaupt, — auch hier vermochte der Geist, der hinter der Technik steht, die alten Bindungen zu zerstören, während er im Aufbau einer neuen, aus eigenen Mitteln lebenden Ordnung das Stadium des Experimentes noch nicht verlassen hat.

Dem geneigten Leser sei es anheimgestellt, dies Porträt eines prominenten Stilisten — fein geschroten und in Stücken — aus anderen Schriften zu vervollständigen. Sich von Prominenz nicht blaffen lassen ist das Rezept, das den Erfolg verbürgt.

René Ernst

- 1) Der Waldgang, Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M., 1952, S. 25 u. 69
- 2) Ibid., S. 81
- 3) Ibid., S. 24
- 4) Blätter und Steine, Bernhard Tauchnitz, Leipzig 1943, S. 172
- 5) Ibid., S. 86—98

„Selbstanzeige“

Der DISKUS hatte in seiner Ausgabe II,4 Zitate aus Ernst Jüngers Buch „Besuch auf Godenholm“ veröffentlicht — eine aus den verschiedensten Stellen des Werkes zusammengestellte Wiedergabe, die keinen zusammenhängenden Text mit einheitlichem Gedankengang darstellte. Diese Zusammenstellung sollte sich nach Auffassung der Redaktion durch die Sperrungen und die Überschrift „Selbstanzeige“ unseren Lesern als eine höchst kritische Sammlung von Indizien für die in dem Stil dieser Novelle transparent gewordene Denkart des Autors verraten.

Der Verlag Vittorio Klostermann legt Wert auf die Mitteilung, daß nach seiner Auffassung dieser Abdruck urheberrechtlich unzulässig ist und zumindest eine erläuternde Bemerkung notwendig gewesen wäre, aus der der Leser sofort die kritische Absicht des Textes hätte erkennen können.

Wir kommen gern dem Wunsche des Verlages nach, seine, von der unsern abweichende Ansicht an dieser Stelle bekanntzugeben.

Die Red.

Eingegangene Bücher

(Besprechungen vorbehalten)

DEUTSCHE VERLAGSANSTALT, Stuttgart: Hans Gabriel Falk, ... und sei dir selbst ein Traum. Ursprung und Gestalt der dichterischen Welt Goethes.

FRANKFURTER VERLAGSANSTALT, Frankfurt am Main: Heinrich Böll, Nicht nur zur Weihnachtszeit. (studio frankfurt)

S. FISCHER VERLAG, Frankfurt am Main: Lincoln Barnett, Einstein und das Universum. — Hermann Melville, Billy Budd — Benito Cereno (beide Fischer-Bücherei).

L. LUDEWIG, Buxtehude: Englische Umgangssprache.

Wenn heute die deutsche Presse wie auf Verabredung das Wort „Kriegsverbrecher“ in Anführungszeichen setzt, obwohl es sich bei den meisten dieser Herren um Kriegsverbrecher ganz ohne Anführungszeichen handelt, so ist das für mich ein literarisches Problem. Alfred Andersch



The British Centre

„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Friedrich Ebert-Str. 48
Tel. 3 22 86 u. 3 37 94

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Vorträge im Januar 1953:

Dienstag, 13. Jan. 53, 18 Uhr — mit Lichtbildern —: Herr Baurat E. Schwarzer, von der Hessischen Regierung in Wiesbaden „Neue Städte in Großbritannien“

Dienstag, 20. Jan. 53, 18 Uhr: Prof. Bullough, M. A., Prof. of English language and literature, King's College, London, spricht über ein literarisches Thema, das später bekannt gegeben wird

Donnerstag, 22. Jan. 53, 18 Uhr — mit Lichtbildern —: Fräul. Hildegard Dohme, Journalistin „Der wirtschaftliche Wiederaufstieg von South Wales — Der Strukturwandel und die Sanierung eines Notstandsgebietes“

Im Kino finden täglich um 14, 15^{1/2}, 17 h im wöchentlichen Wechsel Vorführungen von Dokumentar- und Kulturfilmen statt.

Als regelmäßige Veranstaltungen sind Musikabende und „Play Readings“ vorgesehen. Auskunft telefonisch oder am Empfangstisch erbeten.

Das Glück

Von Joaquin Calvo Sotelo

Als er den Wagen in den Hof gebracht hatte, sah er sie plötzlich — eine lederne Brieftasche. Sie lag auf dem Rücksitz, und ein schwacher Lichtstrahl von der Punzel, die den Hof erleuchten sollte, fiel darauf.

„Verfluchte Kiste!“ sagte der Chauffeur vor sich hin; dann machte er die Brieftasche auf. Sie enthielt nichts — außer hunderttausend Peseten, hundert Tausendpesetenscheine, funkelneue. Also wie? Hunderttausend Peseten, auch wenns niemand glaubt. Hunderttausend, als wenns Gold wäre. „Da hältst’ die Luft an!“ flüsterte er, sprachlos vor Staunen.

Wer konnte das liegengelassen haben? Wer vergaß so etwas? Fast augenblicklich fiel ihm das graue, verschlafene Männlein ein, das er vor zwei Stunden ins Hotel Mayo gefahren hatte. Natürlich, das war der letzte gewesen, und nahezu der einzige, den er heute, an diesem besonders flauen Tag, hatte fischen können.

Dem gehören sie! — entschied er ohne Zögern. Aber nun wurde er ganz ratlos; nicht so, wie man zuweilen die Fassung verliert, sondern, nein, diesmal war es eine besondere, eine einmalige Fassungslosigkeit.

Sicher gäbe es verschiedene Arten einer zuverlässigen Beschreibung dieses Zustands. Aber mir scheint, ich verfare richtiger, wenn ich die Elemente dieses Zustands vergleichsweise darstelle, damit der Leser sich auf einen Blick ein Bild von der Lage machen kann. Er gebe hier also diese präzise Skizze von dem Zustand im Kopf des Chauffeurs in den fünf Minuten nach dem Fund:

Thema: Die Brieftasche. — Ich muß sie zurückgeben.

Gründe dafür: Es ist nicht meine Brieftasche. Den Eigentümer kenne ich. Ich weiß sogar, wo er wohnt. Ich muß sie ihm einfach wiedergeben. Es ist schließlich keine Lappalie. Vielleicht gehört sie ihm nicht mal. Sondern — einer Bank wahrscheinlich, oder seiner Firma. Am Ende hat er gar nicht das Geld, um den Schaden zu ersetzen. Oder sie glauben ihm nicht, und er wandert ins Kittchen. (Und dann, mit einem gewaltsamen Ruck, der haarsträubende Gedanke: „Was sind schon hunderttausend Peseten!“)

Der muntere Kerl, der mit einem Tagesverdienst von dreißig Peseten immer höchst fidel nach Hause kam, strengte sich furchtbar an, um einen Blick voller Verachtung auf die hundert neuen Banknoten fertigzubekommen, die ihm das Schicksal in die Hände gelegt hatte. Hunderttausend Peseten? — eigentlich so gut wie nichts. Es lohnt ja gar nicht, sich die Hände dafür schmutzig zu machen.

Gründe dagegen: Hunderttausend! Verflucht nochmal! Was kost’ ein neues Taxi? Zwölftausend! Also außerdem noch neue Anzüge, eine komplette Einrichtung, Schulden alle bezahlen, und mal ein bißchen verreisen — macht achttausend. Bleiben netto achtzigtausend. Ich mach eine Vulkanisieranstalt auf. Aber für schlechte Zeiten behalte ich was über. Zukunft gesichert. Andernfalls, was kommt dabei heraus? Dämliches Gekakel in den Zeitungen — „ein anständiger Finder“ und so, mit Bild und Glückwunsch. Und am Ende nichts weiter als eine lächerlich kleine, schäbige Belohnung.

Ich weiß nicht recht, wie der Bursche mit sich ins Reine kam. Plötzlich entschied er sich: er würde den Fund nehmen und zur Polizei bringen. Gerade wollte er dort eintreten, da wurde er angehalten. Aber es war kein finsterner Schnauzbart von Wachtmeister, der ihn gepackt hätte — oder einer von der Kripo. Ganz im Gegenteil — eine Dame, und eine besonders schöne sogar, rief ihn an: „Mariano!“ und fügte zutraulich hinzu: „Komm einmal mit!“ Als sie an der Ecke waren, machte sie sich bekannt: „Ich bin das Glück.“ Gemütlich spazierten sie die Straße entlang. Die Sterne fingen an zu funkeln, daß es fast schien, am Himmel probierten Trapezkünstler in der unbeleuchteten Kuppel.

„Hast du dir wirklich genau überlegt, was du vorhast?“ fragte das Glück eindringlich.

„Natürlich. Das Geld gebe ich ab.“

„Also du willst gegen mich so gemein sein?“

„Gegen Sie? Wieso denn das?“

„Habe ich dir nicht gesagt, daß ich das Glück bin? Und nun willst du mich anscheinend beleidigen — die Brieftasche dem Verlierer zurückgeben, so als ob du mir eine Lektion erteilen wolltest!“

„Ich?“

„Ja, du, eben du. Aber ich sage dir, ich bin solche Flegeleien nicht gewohnt. Man nimmt meine Gaben an. Du selbst hast neulich im Lokal gesagt: „Wenn mal hunderttausend Peseten für mich vom Himmel herunterfielen...“ Ich habe das gehört, du gefielst mir gut, und ich dachte, du sollst sie haben. Nun hast du sie...“

„Ich bin ein anständiger Mensch.“

„Also demnach...“

„Lassen Sie mich jetzt. Es ist schon spät. Ich will das Ding abgeben.“

„Du bestehst darauf?“

„Ich bin fest entschlossen.“

Das Glück hielt plötzlich seinen Schritt an und mit einem deutlichen Unterton von Drohung in der Stimme sagte es:

„Wenns gut gehn soll, bin ich sogar sehr gut; aber wenns zum Schlechten gehn soll, dann...“

„Ist mir ganz egal, meine Dame!“

Der Chauffeur empfing einen Blick, der ihn von oben bis unten maß, einen Blick voll heftigster Mißachtung. Und ohne weiteren Abschied zischte das Glück zwischen den Zähnen hervor:

„Also dann sieh dich gut vor!“

Er sah ihr nach, wie sie davonschwebte. Dann ging er stracks auf das Polizeiamt, um dort die hundert Scheine auf den Tisch zu legen und die in solchen Fällen obligate, ein bißchen überschwengliche und ein bißchen trostlose Redensart anzubringen:

„Herr Wachtmeister, mein einziges Kapital ist meine Anständigkeit.“

Er stieg in den Fahrstuhl und blieb damit stecken, aber gleich für drei Stunden. Ein Mann stieg ins Auto und verlangte: nach Torrelodones. Ein seltener Fang, eine Tour für den ganzen Tag. Aber im Anfahren merkte er, daß ein Hinterreifen keine Luft hatte. „Solange habe ich nicht Zeit“ — und fort war der Mann, mit einem andern Taxi. In der Wirtschaft blieb er an einem Nagel im Stuhl hängen und — ritsch! — hatte der Anzug ein großes Dreieck weg. An der Plaza del Puente fuhr er eine Obstverkäuferin um. So ging es weiter, bis irgendwer eines Tages zu ihm sagte:

„Mein Lieber, dich haben sie verhext.“

Mariano wurde ganz blaß. Das war es also: eine planmäßige, unerbittliche Treibjagd, die sein Unglück veranstaltete — sein Glück, das ihm den Rücken gedreht hatte und ihn nun für seine eigene Mißachtung strafte.

„Jetzt ist Schluß — sagte er sich — das muß ich in Ordnung bringen. Ich werde ihr die ganze Geschichte erklären, und zwar heute noch, oder spätestens morgen; je eher, desto besser.“

Damit klappte er das Taxameter herunter, um sein Glück zu treffen. Er würde schon einiges zu sagen wissen, womit sich die Sache ins Lot bringen ließ.

Aber er fand es nicht. Wo mochte es wohl stecken? Bei keiner Lotteriekasse, nicht beim kleinsten Glücksspielautomaten war es. „Wie es vor mir davonläuft!“ dachte unser guter Fahrer verzweifelt, ja beinahe reuig über seinen Puritanismus von vor wenigen Monaten. Und so kaufte er sich zum ersten Male ein Amulett, ein hockendes Figürchen aus Elfenbein mit Spitz- und Backenbart und einem traurigen Gesicht. In der Westentasche bekam es seinen festen Platz, und damit es nicht verlorenginge, hakte er es an der Uhrkette fest. Er achtete darauf, beim Ausgehen mit dem rechten Fuß anzufangen, legte keinen Hut mehr aufs Bett, noch auch die Hand an den Kopf, vermied es, den Stuhl auf den Hinterbeinen zu balancieren, ganz zu schweigen von der Sieben und der Dreizehn, die er wie die Pest floh, und allen Ausdrücken, die irgendwie mit „Schlange“ zusammenhängen. Zu einem Blitzableiter für das Glück wollte er sich machen, irgendwie es anziehen, magnetisieren und wieder einfangen. Aber nicht einmal, zweimal ging der Versuch fehl, sondern tausendundeinmal. Nur einmal wieder wie damals — mit seinem undurchsichtigen Lächeln, so verwegen unter dem großen Florentinerhut! Ach, es war alles vergeblich... „vergeblich?“ dachte er, „also bisher. Das heißt, es kommt nicht allmählich. Aber...“ — an die Mauer gelehnt, die Mütze im Nacken und mit einer phantastischen Tyrannengeste — „ich werde es herbeizwingen.“

Nun paßt auf, wie das gelang. Auf der Kirmes, wo Mariano bald anlangte, streunten nur noch wenige von den ganz unentwegten Nachtvögeln umher. Vor einer Bude, wo sie den tausenderlei billigen und unbrauchbaren Plunder verlosen, hielt der Chauffeur an.

„Letzte Chance, letzte Chance!“ rief der Mann mit fröstelnder Stimme.

„Wieviel Lose hat die Serie?“

„Zweihundert.“

„... kosten?“

„Zwanzig Stück eine Pesete.“

Schon lag das Geld auf dem Tisch.

„Was, wie? Alle wollen Sie kaufen?“

„Natürlich. Wie Sie sehen. Nun lösen Sie!“

„Aber wozu denn? Nehmen Sie sich doch den Preis gleich!“

„Auf keinen Fall. Bitte, lösen Sie aus. Ich will, daß das Los mich trifft.“

Zweifelnd guckte der Mann ihn an, ebenso zweifelhaft die beiden Töchter mit der bleichen Haut im tiefen Busenausschnitt unterm Trauerlicht dieser Stunde, in der man die Toten fortschafft.

„Aber ich bitte mir Krach und Betrieb aus, wenn das Los herauskommt!“ befahl Mariano. Und man leistete Folge.

„Da rollt die Kugel, meine Herrschaften!“ rief die häßlichere der beiden Schwestern.

„Sie wird Ihnen Glück bringen!“ echote die andere.

„Den Soldaten wird sie treffen!“ kam eintönig der Abgesang vom Chef. Und als die Stifte zwischen den Zahnradern zum Stillstand kamen, schrieten sie im Chor:

„Fünfundneunzig! Fünfundneunzig hat den Preis!“

„Der ist für mich!“ mimte Mariano den jubelnden Gewinner und zeigte seinen Zettel vor.

„Eine Küchenbatterie für den Herrn!“

An der Brücke nahm er den Deckel vom größten Topf

ab; das Glück hockte darin, mit mürrischem Gesicht wie ein verzogenes Kind, das sich ärgert.

„Warum liebst du mich kommen, du Scheusal? Ich will gar nicht.“

„Weil ich mit dir reden muß“ und damit drängte er es gegen das Geländer. „Wann läßt du endlich deine Rachegeilüste. Meinst du nicht, ich wäre schon genug gestraft?“

„Ach was! Du fängst bald an mit Klagen...“

„Ich bin das satt...“

„Gewöhn dich!“

„Wie böse du bist!“

... und wie dumm du bist!“ — damit war das Glück zwischen seinen umklammernden Armen entschlüpft und rannte davon.

„So wart doch einen Augenblick noch!“ — aber da war das Glück schon fast verschwunden in einer duftigen Wolke aus Gaze und Tüll. Es war wohl nicht mehr einzuholen, wie es nun war, aufgelöst in der Morgenbrise, im ersten Sonnenstrahl, ins Nichts... Verstört lehnte Mariano an einer Mauer. Fast wollte er aufschluchzen, und es brauchte einige Minuten, bis er sich aufraffte, um in die Stadt zurückzukehren.

Sein Entschluß stand nun fest und zu warten brauchte er auch nicht mehr. Wozu denn leben bei einem so aussichtslosen, zermürbenden Kampf gegen das Glück? Er war ihm gegenüber ein Nichts, aber es hatte alle Hebel, ja alle Naturkräfte in seiner Gewalt. Er selbst war nur ein armer Chauffeur, kaum von seiner Gewerkschaft unterstützt. Also ging der Kampf unter so ungleichen Bedingungen, daß seine Niederlage ebenso sicher wie entsetzlich sein mußte. Ohne Glück kann man eben nichts machen, nicht einmal leben. Napoleon brauchte Glück, und Nelson ebenso, trotz ihres Genies. Die Armada war zerstreut worden, weil das Glück nicht hold war und blies. Kurzum, das Beste war es, diesen Kampf mit einem heroischen und zugleich auch eleganten Streich zu beenden — mit einem Schuß durch den Kopf, einem Strick um den Hals oder einem Sprung aus dem Fenster.

So dachte er, während er sich schlaftrunken am Geländer der Treppe hochzog, die zu seiner Dachkammer führte. Oben angekommen, stieß Mariano seine Tür auf und ging geradenwegs, ohne Zögern oder Zweifel, ans Fenster. Einen Augenblick hielt er inne, dann ließ er sich entschlossen nach draußen fallen. Zwei Stockwerke tiefer spannte sich, wie eine offene Muschel, ein Sonnzelt, auf das er zu fallen kam und an dessen Eisengerüst er sich verzweifelt klammerte. Außer dem Glück, daß er noch vor dem Aufschlagen auf den Boden dieses Stoffdach wie eine von der Vorsehung aufgespannte Hängematte getroffen hatte, kam nun schon als zweites hinzu, daß das Gerüst die Gewalt seines Sturzes aushielt. Wie in einem Kasperletheater lehnten drei oder vier Nachbarn aus ihren Fenstern. „Nein, so ein Glück — so ein Glück!“ hörte er sie rufen. Aber er achtete es nicht. Wild verklammert hing er an den Resten des Sonnensegels, besessen von dem fiebertollen Drang, das



Illustration von Alarich Kupper

Gleichgewicht zu halten, bis jemand zur Hilfe kommen würde. Kein Muskel versagte sich dieser größten Zumutung. Die Seele aber ging auf Wanderschaft, durch die Augen, nach dem Spion, der da auf der Fensterseite angebracht hing. Aus ihm blühte, unter dem weitgeschwungenen Rand des hübschen Strohhutes, Mariano das verführerische, entzückende Antlitz des Glücks entgegen, vertraut wie je.

„Wie gehts denn, Mariano?“ fragte es zärtlich.

Mariano begriff, diesmal war es ihm gewogen.

„Soso...“ konnte er gerade eben herausbringen.

Und dann legte es ihm, wie eine wunderbare Schlange, das Tau, das großartig dicke und starke Tau um die Schulter, das man von oben herabließ. Im Glanz der Sonne, im muntern Wind, vergnügt über den herrlichen Morgen, kletterte er wie ein Sieger daran herauf, indem die versammelte Nachbarschaft sich über die Balkongeländer krümmte, um ihn in der seltenen Dachrinnenperspektive gut erblicken zu können. Schon war er in Sicherheit, dem Tode entschlüpft, wie durch ein Wunder lebendig. Und das Glück, bezaubernd wie noch nie zuvor, lächelte ihm freundlich-lieulich zu, als gebe es ihm ein süßes Versprechen mit.

(Aus dem Spanischen übersetzt von A. W. Lamonte)

Briefe an die Redaktion

Wuchsstoffe

In der Dezemberrnummer hat uns N. Schultis einen Artikel beschert, der sicher nicht nur mir einiges Kopfzerbrechen gemacht hat.

Der Verfasser ergeht sich in populärwissenschaftlicher Manier über Hormone, Vitamine und Fermente, die man bislang unter dem Begriff Wirkstoffe oder Ergone sammelte, mit der Besonderheit, daß er die zu erwartenden Wuchsstoffe auf das Sorgfältigste ausspart. Die zweifellos vielgestaltigen Wechselwirkungen zwischen Hormonen, Fermenten und Vitaminen benutzt er, um die von ihm eingangs festgestellte Verwirrung der Begriffe um einiges zu erweitern. Er beginnt mit der Vermutung, daß Vitamin C eigentlich streng genommen kein Vitamin sei, weil es die Ratte im Körper selbst produziert, anstatt freimütig zu bekennen, daß es für den Menschen ebenso sicher ein Vitamin ist, wie für die Ratte keines. Dann macht er das Vitamin A anrühlich, ein Hormon zu sein, weil die menschliche Leber in der Lage ist, seine chemischen Vorstufen, z. B. das beta-Carotin, in der Mitte halbzuschneiden, um es trivial auszudrücken. Er übersieht dabei anscheinend völlig, daß der Mensch ebenso wie die Katze, die er als Beispiel anführt, mit tierischen Nahrungsmitteln vorwiegend fertiges Vitamin A aufnimmt.

Schultis deutet weiter an, daß man über die Wirkungsweise des Vitamin C keine erschöpfende Auskunft geben könne. Mich hatte man gelehrt, daß diese aus der Funktion als Redoxsystem resümiere, d. h. es ist eine Substanz, die eine oxydierte und eine reduzierte Form kennt, die leicht ineinander übergehen und somit physiologisch wichtige Substanzen vor der Oxydation schützen und ihre Wirksamkeit dadurch erhalten bzw. verlängern kann. — An der Stelle, an welcher der Verfasser sämtliche Gewebshormone zu gefäßerweiternder Wirkung verdammt, scheint mir sein Irrtum am größten.

Es sei mir erlaubt, kurz die Wuchsstoffe, deren Stellung im Wirkungssystem und den Stand der Forschung zu skizzieren. Entgegen der Meinung des Verfassers der „Wuchsstoffe“, N. Schultis, wird die Gesamtheit der Substanzen in der organischen, belebten Welt, die im Verhältnis zu ihrer Quantität eine große physiologische Wirkung haben, unter dem Oberbegriff Wirkstoffe vereint. Hierzu gehören also Fermente, Vitamine und Hormone. Unter den Hormonen gibt es Substanzen, die ganz spezifisch für das sogenannte Streckenwachstum verantwortlich sind. Es leuchtet ein, daß indirekt viele andere Substanzen das allgemeine Wachsen und Gedeihen eines Organismus beeinflussen, aber nicht in der spezifischen Weise der Wuchsstoffe. Auf Grund einer stillschweigenden Vereinbarung versteht man heute allgemein unter Wuchsstoffen lediglich die pflanzlichen Wachstumshormone. Zwei Ansichten liegen hier im Streit. Die ältere, im wesentlichen deutsche Schule unter v. Guttenberg beharrt bis heute in der Auffassung, das pflanzliche Wachstumshormon sei das Auxin (dessen Formen a und b unterscheiden sich chemisch nur geringfügig voneinander). Ein weiterer Stoff, das Heteroauxin, spielt dagegen nur die Rolle eines im Eiweißstoffwechsel gebildeten Aktivators. Über die Art der Aktivierung hat man bisher nur Vermutungen zur Hand.

Die neuere, im wesentlichen amerikanische Schule hält das Heteroauxin für einen selbständigen Wuchsstoff. Dieser Standpunkt ist in den letzten Jahren durch mannigfaltige Versuchsergebnisse untermauert worden. Es ist dabei jedoch zu berücksichtigen, daß der Guttenbergschen Schule in den letzten zehn Jahren bei weitem nicht die Mittel zur Verfügung standen wie den Amerikanern. Dieses Problem kann also noch keineswegs als gelöst betrachtet werden. Werner Schaffernicht

Sprachzerfall

Sehr geehrter Herr Professor Weismantel!

Es ist bedauerlich, daß wir Studenten nicht allesamt in der Lage sind, Aufsätze darüber zu verfassen, was wir von einer „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“ erwarten. Das Ergebnis eines solchen Bemühens wäre gewiß wesentlich, vielleicht aber auch unangenehm für dieses Institut, da der Anspruch seines klingenden Namens von seinen bisherigen Leistungen nicht eigentlich gerechtfertigt zu werden scheint. Eine Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung müßte doch ihre Aufgabe darin sehen, Vorbilder hinzustellen für den Gebrauch unserer Sprache. Aber inwiefern geschieht das?

Die junge Akademie in Darmstadt sucht einmal durch öffentliche Veranstaltungen einen dahingehenden Einfluß zu nehmen, zum andern durch die Herausgabe der Neuen Literarischen Welt. Nun, die Vorträge von Rang sind vorwiegend interner Natur, da sie anlässlich einer Mitgliederhauptversammlung stattfinden, und die Dutzende der interessierten Außenstehenden sind fast alle vom Orte. Ist eine derart begrenzte Grundlage nicht recht unzuverlässig gegenüber dem Anspruch, merklichen Einfluß auf die Öffentlichkeit ausüben zu wollen? Vorträge und Diskussionen in allen unseren großen und kleinen Kulturzentren, vor allem aber möglichst verbindliche Arbeitstagungen der für die Sprachpflege maßgebenden Persönlichkeiten — Germanisten, Pädagogen und Publizisten — ergäben vielleicht günstigere Ansatzpunkte.

Man hat jetzt einzusehen begonnen, daß die Edition einer allgemeinen, literarischen Zeitschrift nicht der Gegenstand sein sollte, an den die Akademie große Mittel wendet. Aber man

konnte sich nicht entschließen, diese Einsicht in die Tat umzusetzen. Die aufgewandten Gelder könnten sich auch lohnen, wenn die Neue Literarische Welt über ein profiliertes, im weitesten Sinne beispielhaftes Deutsch verfügte und wenn an diesem Orte die Würdigung und Förderung jener Autoren geschähe, deren Werke nicht bei Rowohlt oder Fischer erscheinen. Leider aber geht man in Wirklichkeit breit auf die Produktion des Auslandes ein und bringt, was andere Blätter auch bringen, in keineswegs überragender Form.

Wir sind Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, dankbar, daß Sie sich so warm für unsere Stellungnahme gegenüber den Belangen der Akademie interessiert haben.

In besonderer Hochachtung Ihr

C. J. Soeder

Über Reiseberichte

Es wird wohl kaum eine Zeitung oder Zeitschrift geben, die nicht ab und zu der Versuchung unterliegt, einige der ihnen von mutigen Reisenden zugestellten Reiseberichte zu veröffentlichen. Die große Mehrzahl dieser Berichte zeichnet sich durch eine offensichtliche Armut aus, sowohl in der Art der dargestellten Beobachtungen, wie auch in ihrer Interpretation. Selbst wenn man unterstellt, daß die Berichterstatter in den wenigsten Fällen die notwendige schriftstellerische Qualifikation besitzen, so liegt der Grund für diese Armseligkeit doch vor allem in der Unfähigkeit, das Fremde in seiner Realität überhaupt aufzunehmen und zu verstehen. Doch welche Ursachen hat diese Unfähigkeit?

Wer auf Reisen geht, der möchte „den Staub der Heimat von den Füßen schütteln“, um dann mit offenen Augen das fremde Land zu betrachten. Diese Absicht entspricht dem oft ehrlichen Willen, das Fremde ohne Vorurteil aufzunehmen und zu verstehen. Man könnte hier schon die Bemerkung machen, daß in dem gleichen Moment, wo diese Absicht stark ins Bewußtsein tritt, die Wahrscheinlichkeit wächst, daß sie nicht verwirklicht werden kann. Genau so wie es schwer gelingen wird, sich in die Welt eines Musikstückes zu versetzen, wenn man sich in der festen Absicht hingesetzt hat, das Musikstück zu verstehen, so verbaut auch das bewußte Verstehen-Wollen das Einfühlen in das fremde Land.

Gerade in dem Augenblick der ersten Berührung mit dem Fremden ist die Möglichkeit für ein echtes Verstehen am größten. Durch die totale Veränderung der Umwelt, die desto mehr wahrgenommen wird, je fremder die Zivilisation ist, mit der man in Berührung kommt, ist dem Reisenden die Möglichkeit gegeben, sich von seiner normalen Umwelt zu befreien. Zugleich aber weckt dieses befreiende Moment ein Gefühl der Einsamkeit und des Unbehagens. Der heutige Mensch, der aus Furcht, von seiner Welt abgelehnt zu werden, nicht davon abläßt, sich mit ihr zu verschmelzen, bis er zu ihrem Instrument wird, weiß mit dieser Befreiung nichts anzufangen und fürchtet sich vor der Einsamkeit. Er sucht Hilfe in den heimatischen Bildern oder, wenn sich die Möglichkeit ergibt, in kleinen Kreisen, die dazu geeignet sind, ihn von dieser fremden Welt zu isolieren, seien es Landsleute oder Menschen, die ihm durch gemeinsame Interessen verbunden sind. Reisegesellschaften sind nicht nur beliebt wegen der wirtschaftlichen Vorteile, die sie bieten, sondern auch deshalb, weil sie die Angst vor dem Fremden und der Einsamkeit nicht aufkommen lassen.

Auf fremden Boden isoliert, kann der Reisende sich nur dann ein Urteil bilden, wenn er Dinge und Menschen mit denen seines eigenen Landes vergleicht, wobei die Erinnerung an diese oft noch durch die Entfernung entstellt ist. So filtrierte ein junger Deutscher, der sich zum ersten Male die Champs Elysées ansieht, den Eindruck, den er gewinnt, durch die Erinnerung, die er z. B. an den Kurfürstendamm hat, und kommt zu folgender Formulierung. „Der ‚Kudamm‘ in Berlin ist zwar nicht so breit, jetzt ziemlich lädiert, und Straßenbahnen fahren ihn entlang. Aber sonst ist kein Unterschied zwischen den beiden Straßen.“ Davon, was die „Champs Elysées“ eigentlich sind, und was mit Breite und Länge, mit Straßenbahnen und dergleichen nichts zu tun hat, hat er keine Kenntnis genommen, denn das ist etwas, was man erst dann aufnehmen kann, wenn man von jeglichem Vergleich absieht.


Die Bilder, die sich aufdrängen, werden nicht so aufgenommen wie sie sind. Sie sollen sich dem Rahmen anpassen, der von jeher vertraut ist. Ein wichtiges Element dieses praeformierten Rahmens besteht darin, daß der Besucher schon vor der Abreise eine feste Vorstellung davon hat, was er zu sehen bekommen wird. Wenn er sich dann der Realität gegenüberstellt, vergewaltigt er diese Realität, um sie mit seiner Vorstellung zu vereinbaren, und schreibt: „Die Realität hielt nicht viel mehr als die Vorstellung versprochen. Arc de Triomphe, oft im Film gesehen, machte auch in der Wirklichkeit denselben massiv-gedrunghenen Eindruck wie dort.“ Genau so wird sich sein Verständnis für den in dem Lande üblichen Humor auf die Aufnahme von Witzen beschränken, die mit seiner Vorstellung von dem Lande übereinstimmen, im Falle Frankreich leicht unanständige Witze oder kleine Geschichten, wo französische Politiker lächerlich gemacht werden.

So macht es sich der Besucher unmöglich, in die Realität einzudringen. Man kann sich auch nicht in wenigen Tagen von seiner Vorstellungswelt befreien. Und die Polizeibehörden, die sich nur in der Ausgabe von kurzfristigen Visen großzügig erweisen, tragen damit mehr zur Aufrechterhaltung bestehender Mißverständnisse als zu ihrer Beseitigung bei.

Zu der Schwierigkeit, das Fremde aufzunehmen, kommt noch die fehlende Bereitschaft des Fremden, sich verstehen zu lassen. Zunächst einmal ist das besuchte Land oder die Stadt Gefangenener eines Rufes, der eben aus den Resultaten früherer Mißverständnisse entstanden ist. Der Besucher unterwirft sich diesem traditionellen Rahmen. Trifft er in der Bucht von Rio ein, so suchen seine Augen den Zuckerhut, kommt er in Paris an, den Eiffelturm. In dieser Stadt wird er anschließend den traditionellen Weg des Touristen gehen: Arc de Triomphe, Invalides, Tuileries usw. Außerdem ist alles so eingerichtet, daß er zwischen Ankunft und Abreise keine Gelegenheit findet, von diesem Wege abzukommen. Dies gilt nicht nur für jene, die sich der Geschäftstüchtigkeit von Reisegesellschaften unterwerfen, sondern für alle, die sich nicht über Klischees hinwegsetzen können. Eine Stadt strebt danach, so zu erscheinen, wie man es ihrer Meinung nach von ihr erwartet. Sie hört auf, sie selbst zu sein und trägt zu der Verbreitung dieses falschen Bildes bei, indem sie sich jedem Besucher entsprechend dessen Erwartungen darstellt.

Sartre analysiert in „L'Être et le Néant“, die enteignende Macht des Blickes anderer. In dem Augenblick, wo ich beobachtet werde, bin ich nicht mehr ich selbst, ich verliere einen Teil meiner Freiheit zugunsten dessen, der mich ansieht. Ich werde analysiert und Abschätzungen unterworfen, die mir entgegenstehen und daher empfinde ich eine Art metaphysische Scham, die nicht darin besteht, daß ich bei Ausübung einer strafbaren Tat er tappt werde, sondern darin, daß ich aufhöre, Subjekt zu sein um Objekt zu werden. Umgekehrt: betrachte ich andere, so sehe ich sie als Objekt an, und diese Situation führt mich zu einem Gefühl der Superiorität. Die Handlungen und die Gesten der anderen sind ihres Sinnes beraubt. So entsteht zwischen Besuchern und Besuchenden eine Distanz, die nur schwer überbrückt werden kann, nämlich durch die Teilnahme des einen an dem Leben des anderen. So gut es auch Hotelpersonal, Taxichauffeurs, Caféinhaber meinen mögen, so wenig werden Gespräche mit ihnen eine ausreichende Basis für dieses gemeinsame Leben bilden. Und dies gilt für alle, die irgendwie mit der touristischen Industrie zu tun haben.


Besucher wie Besuchte verschließen sich in sich selbst, und die Industrialisierung des Fremdenverkehrs arbeitet in dieser Richtung weiter. Eine Reise ins Ausland ist nichts anderes geworden, als das Ansehen eines Kulturfilms über ein fremdes Land, wo die einen die anderen betrachten, ohne daß es zu einer Verbindung kommt. Jeder, der eine solche Reise unternimmt, sollte sich dieser Gefahren bewußt werden und jede seiner Beobachtungen auf Realität und Interpretation äußerst kritisch prüfen. Sonst läuft er Gefahr, daß er ein weiteres Steinchen zu dem Aufbau der Mauer wird, die sich immer höher zwischen den Menschen aufrichtet. André Point



Langeweile ist jene unangenehme Windstille der Seele, welche der glücklichen Fahrt und den luftigen Winden vorausgeht; ... er muß sie ertragen, muß ihre Wirkungen bei sich abwarten. Das gerade ist es, was die Geringen von sich erlangen können.

Aus einem Brief von G. Cbr. Lichtenberg 1804

Schöpferische Menschen unserer Tage nutzen die „fruchtbare Langeweile“ zur erfrischenden Pause mit



„Coca-Cola“ ist das weltbekannte Warenzeichen der Coca-Cola-Gesellschaft

„Présalaire“

Ihr Artikel „Présalaire“ in November-Nummer des DISKUS hat meine volle Zustimmung. Der Gedanke, all denen, die unter den heutigen Verhältnissen noch den fast unglaublichen Idealismus aufbringen, zu studieren, nicht nur Darlehen und Vorlesungen, sondern ein ausreichendes Gehalt zu gewähren, ist gerecht und ich würde sagen brillant, wenn er nicht gleichzeitig so auf der Hand läge. Sonderbar, daß man diesen Gedanken nicht schon früher entdeckt oder aufgegriffen hat. Mußte er erst außerhalb, diesmal also in Frankreich, groß werden, um bei uns Beachtung zu finden? Ich halte es für ein günstiges Omen, daß Présalaire unter den deutschen Studenten entschiedene Anhänger und bei den zuständigen Stellen Unterstützung fände. Walter Klingmüller

Hony soit qui mal y pense . . .

Dem mit F. W. H. unterzeichneten Einsender des Artikels „Virgines dum sumus“ in der Dezemberrnummer des DISKUS scheint nicht klar geworden zu sein, wie unfair es ist, Dinge an ihrem Zusammenhang zu reißen. Jenes beanstandete Schild in der Travestie auf das Studentenlied „Gaudeamus igitur“ gehört zu der Ausschmückung eines mit witziger Hand improvisierten in eine „Schmierre“ umgewandelten Klassenzimmers, dem Schauplatz eines mit heiterem Charme hingewetzten Sketches. Das Ganze eine reizende Parodie der Zweideutigkeit wie auch der Emanzipation. Ist es denn so schwer, zwischen heiterem Spott und tierischem Ernst zu unterscheiden? Die lachenden Eltern und die einsichtsvolle Schulleiterin schienen jedenfalls nicht dieser Meinung zu sein.

Lieber F. W. H., die Rolle des Zensoren steht Ihnen nicht Hony soi qui mal y pense . . . stand als Motto unter dem beanstandeten Schild. Prof. Dr. Herbert Lehmann

Fachbücher aller Gebiete

Universitätsbuchhandlung
BLAZEK & BERGMANN

(Dr. H. Bergmann)

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 • Tel. 93633

Im Monat (Dezember 1952, Heft 51, Seite 272) geht Otto Häcker in einem längeren Artikel auf die Situation an den deutschen Universitäten ein, wie sie sich ihm auf der Westdeutschen Rektorenkonferenz im August in Hinterzarten in Diskussionen und Gesprächen darbot. Im Mittelpunkt der Abhandlung steht das studentische Problem, dem Häcker sehr großen Raum widmet. Sehr ausführlich behandelt er den Kontakt zwischen der Professoren- und Studentenschaft, sowie die Frage, inwieweit ein solcher Kontakt besonders an den Großstadtuniversitäten überhaupt noch möglich ist. Seine Gedanken über das akademische Problem Nr. 1, das Studium generale, das nicht „eine dilettantische Allerweltsorientierung“ sein soll, bedeuten für dieses umstrittene und schwierige Thema eine wesentliche Bereicherung. Man darf sagen, daß dieser Artikel eine der besten und umfassendsten Darstellungen des Hochschulproblems ist, die in der letzten Zeit erschienen sind. — In der Universitas (Dezember 1952, Heft 12, Seite 1343) veröffentlicht die Deutsche Forschungsgemeinschaft ihren Jahresbericht. Es werden kurz die Aufgaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft, zu der sich die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und der Deutsche Forschungsrat im Vorjahre zusammengeschlossen haben, umrissen, und im folgenden der Bericht über die eingegangenen Geldmittel in Höhe von 11 Millionen DM sowie über ihre Verwendung für Stipendien, Sachbeihilfen (Apparate, Hilfskräfte und Verbrauchsmaterial), Reisebeihilfen für Forschungsreisen ins Ausland und Anschaffung von wissenschaftlicher Literatur gegeben.

Geistesgeschichte

Alexander Rüstow untersucht in der Neuen Rundschau (1952, Heft 3) die geistesgeschichtlich wichtigen Jahre 1792/93 (Der Umbruch von 1792/93, ein Wendepunkt abendländischer Geistesgeschichte). Im gleichen Heft der Zeitschrift befindet sich ein Aufsatz Axel von Harnacks über Hans Delbrück als Historiker und Politiker. Der Verfasser stützt sich zum Teil auf persönliche Erinnerungen. Benedetto Croce und der historische Fatalismus nennt sich ein Aufsatz Chr. E. Lewalters im Merkur (Heft 58). — In der Reihe ihrer um zentrale Themen gruppierten Aufsätze widmet „Studium generale“ sein Septemberheft dem Problem der Ganzheit. Das Thema wurde Wissenschaft durch die Psychologie, deren Geschichte unter diesem Aspekt W. Witte vorträgt. Über die Rolle dieses Begriffs in der neueren Logik und Wissenschaftstheorie berichtet Gerhard Stammler. Neben anderen, psychologisch und psychiatrisch orientierten Artikeln ragt ein Beitrag von Erwin Bünning hervor, der einen Überblick über die Ganzheitstheorien in der Biologie verschafft.

Ein Aufsatz von Wolfgang Trillhaas über Interpretationswege der neueren evangelischen Theologie, in der Oktobernummer der gleichen Zeitschrift, untersucht das Verhältnis von Systemdenken und den geschichtlichen Problemen, die heute wieder stärker und in der Richtung einer Verbindung zu anderen Wissenschaften auf die Theologie einwirken. Das Kunstwerk nicht nur wie üblich als Ausdruck von etwas, sondern zugleich als Definition für etwas zu begreifen, ist die Leitidee eines Artikels über das Problem der Gegenständlichkeit in der modernen Kunst von G. Bandmann. Fragwürdig bleiben hingegen die Vereinfachungen, die G. Ewald über das Verhältnis von pathologischen und eigentlich „künstlerischen“ Impulsen in den Begriff zu bannen versucht. Die Ratlosigkeit vor den Problemen, die heute der Pädagogik gestellt sind, spiegelt in einer interessanten Weise der Aufsatz von Wilhelm Flitner „Über die Macht in der Erziehung“, zumal im Vergleich mit der Komplexität, die W. Metzger vom „Bild des Menschen in der neueren Psychologie“ entwirft.

Zeitgeschichte

Am 1. Januar ist eine neue Zeitschrift erschienen: die Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, herausgegeben im Auftrage des Münchener Instituts für Zeitgeschichte von Hans Rothfels und Theodor Eschenburg.

Das erste Heft enthält einen grundsätzlichen Aufsatz von Rothfels (Zeitgeschichte als Aufgabe), der die Aufgabe der Zeitschrift umreißt. Weitere Beiträge behandeln das Verhältnis zwischen Reichswehr und Roter Armee (von Helm Speidel, dem Bruder des letzten Stabschefs von Rommel), die Außenhandelspolitik Deutschlands, Frankreichs und Großbritanniens von 1933 bis 1939 auf dem Balkan (von Wilhelm Treue) und die Teilnahme Rommels an der deutschen Widerstandsbewegung gegen Hitler (von Helmut Krausnick).

Außerdem enthält die Zeitschrift einen Dokumentationsanhang, der sich mit der Ermordung General Schleichers 1934

VEREINIGUNG VON FREUNDEN UND FÖRDERERN DER JOHANN WOLFGANG GOETHE-UNIVERSITÄT E. V.

Auf einer Pressekonferenz der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, an der etwa zehn Vertreter der hiesigen Zeitungen teilnahmen, hielt Herr Dr. Schmidt-Polex, der Vorsitzende der Vereinigung, einen einleitenden Vortrag über die geschichtliche Entwicklung und die Bedeutung der Universität für das Geistes- und Kulturleben der Stadt Frankfurt. Die Vereinigung von Freunden und Förderern, die ein Bindeglied zwischen der Frankfurter Bürgerschaft und der Universität darstellt, hat es daher immer als ihre Aufgabe betrachtet, die Universität zu fördern und zu unterstützen und die Öffentlichkeit für die Belange unserer Hochschule zu interessieren. Auf diese Weise sind schon erhebliche Geldmittel und Sachspenden der Universität zugeflossen, die entweder direkt oder indirekt den Studierenden zugute kamen.

Die bisher größte Aktion aber ist für das kommende Frühjahr geplant: eine Tombola-Lotterie zugunsten der Frankfurter Universität. Eine ganze Ladenstraße soll auf dem Goetheplatz entstehen, mit Einzelläden und Vitrinen. Hier wird das Zentrum der Lotterieveranstaltungen sein. 1,2 Millionen Lose im Werte von je —,50 DM werden dort verkauft werden. Das Gesamtspielkapital wird 600 000,— DM betragen. In einem Aufruf, der

von dem Vorsitzenden der Vereinigung von Freunden und Förderern, Herrn Dr. Schmidt-Polex, Sr. Magnifizenz Prof. Horkheimer und Herrn Oberbürgermeister Kolb unterzeichnet ist, wird die Frankfurter Bürgerschaft um Stiftung von Bar-, Sach- und Leistungsspenden gebeten.

Um die gesamte Frankfurter Bürgerschaft auf die Tombola-Lotterie aufmerksam zu machen und das Interesse der Bevölkerung an dieser Aktion zu wecken, sollen zu Beginn 1953 größere Veranstaltungen durchgeführt werden. Die erste fand bereits am 12. Dezember statt. Es sprach Nationalrat Duttweiler, Schweiz, über das Thema „Wirtschaften mit dem Volk — für das Volk“. Am 17. Januar soll in der Kongreßhalle eine große gesellschaftliche Veranstaltung, am 22. Januar ein großer Bunter Abend, ebenfalls in der Kongreßhalle, stattfinden. An diesem Bunter Abend werden die Künstler der US-Army mitwirken. Es ist dies der zweite Fall, daß die Künstler der US-Army die Sondererlaubnis des Kommandierenden Generals, Nördlicher Befehlsbereich, erhalten, vor einem deutschen Publikum aufzutreten. Am 1. März wird dann der Losverkauf am Goethe-Platz beginnen, der bis zum 15. April dauern soll. Die eingenommenen Gelder sollen in erster Linie zum Wiederaufbau der zerstörten Universitätsgebäude verwendet werden.

befaßt, sowie eine 24 Seiten umfassende „Bibliographie für Zeitgeschichte“.

Joachim G. Leithäuser beendet seine Darstellung der Außenpolitik des Hitlerreiches (Diplomatie auf schiefer Bahn, Monat 12/1952), mit der Schilderung der Ereignisse, die zum Überfall auf Polen führten. — Mit den Problemen, die eine Reform des Familienrechts zur Herbeiführung der Gleichberechtigung der Frau hervorruft, beschäftigt sich Annelise Mahn (Gleiches Recht für Mann und Frau, Die Sammlung 12/1952). — Wilhelm Röpke setzt sich mit den Theorien des britischen Nationalökonom John Maynard auseinander (Was lehrt Keynes?, Universitas 12/1952). — Vizekanzler Franz Blücher meint, daß noch ein riesiges Stück volkswirtschaftlicher Erziehungsarbeit zu leisten ist, bevor man die Konvertierbarkeit der Währungen wieder einführen könne (Weltwirtschaftliche Probleme und die Konvertibilität der Währungen, Außenpolitik 12/1952). — Ein Aufsatz von „maßgeblicher Seite“ behandelt erneut Bedeutung und Problematik der deutsch-alliierten Verträge im Hinblick auf die Möglichkeiten einer Wiederherstellung der deutschen Einheit (Die Bedeutung der Westverträge für die Wiedervereinigung Deutschlands, Außenpolitik 12/1952).

Literatur

Hermann Nohl nimmt in der Zeitschrift Die Sammlung das Erscheinen einer Felix Timmermanns-Biographie (Lia Timmermanns, „Mein Vater“, Insel-Verlag, Wiesbaden) zum Anlaß, einen aufschlußreichen Brief, in dem er eine Begegnung mit dem Dichter-Maler schildert, zu veröffentlichen. (Nr. 12 der „Sammlung“). — Der Herausgeber der „Kriegsbriefe gefallener Studenten 1939—1945“, Dr. H. W. Bähr, berichtet über Absicht und Sinn seiner Edition, nämlich: zu zeigen, „was die gefallene deutsche Jugend des zweiten Weltkrieges als geistiges Vermächtnis hinterlassen hat.“ (Universitas, Nr. 12/1952). — Über Deutsche Nachkriegsromane handelt Karl August Horst im Merkur (Nummer 58).

Einige Texte moderner Literatur veröffentlicht Die Neue Rundschau (1952, 3. Heft): Ausschnitte aus Christopher Frys Drama Der Erstgeborene, zwei Erzählungen von Virginia Woolf und von Paul Valéry Poésie perdue. — Aus Gerhart Hauptmanns fragmentarisch gebliebenem Roman „Der Neue Christopherus“ brachte der Merkur (Heft 58) umfangreiche Auszüge. In der gleichen Zeitschrift finden sich einige Gedichte von Ivan Goll.

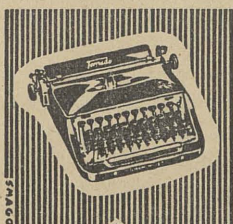
Universitäts-Nachrichten

Darmstadt

Einmaliges hat sich in Darmstadt ereignet. Ein Dozent der Fakultät für Maschinenbau mußte die Feststellung machen, daß alle Hörer seiner Vorlesung fernblieben. Schon seit einigen Jahren wollten die Studenten für diese Vorlesung einen anderen Dozenten. Grund: der stimmliche Aufwand des Herrn Professor ist so minimal, daß man ihn praktisch nur in der ersten Sitzreihe des Hörsaals verstehen kann. Eine bessere akustische Leistung ist aber aus physischen Gründen nicht mehr zu erwarten. Nachdem auch jetzt wieder alle Verhandlungen mit dem Dozenten (etwa über die Ausgabe eines Umdruckes der Vorlesung oder die Vertretung durch einen Assistenten) gescheitert waren, blieben die betroffenen Studenten — es sind etwa 100 — mit einer im akademischen Leben seltenen Einmütigkeit der Vorlesung fern. Das wurde konsequent durchgehalten mit dem Erfolg, daß sich jetzt die zuständigen Stellen der Hochschule ernstlich um eine Lösung des Problems bemühen. Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß diese Darmstädter Methode des Dozentenboykottes Schule macht. Sie konnte auch nur deshalb notwendig werden, weil es an den Technischen Hochschulen noch Pflichtvorlesungen gibt.

Frankfurt

Der ordentliche Professor für Römisches Recht, Bürgerliches Recht und Rechtsphilosophie, Dr. Helmut Coing, hat von der Georgetown University in Washington eine Einladung für Gastvorlesungen im Frühjahr 1953 erhalten.



KLEIN-TORPEDO Modell 20

Anzahlung 24,80 DM 18 Monatsraten à 20,— DM

Müller & Nemecek FRANKFURT/M. · FRIEDRICH EBERT STRASSE 44 · RUF 32544/45

Dr. Helmut Ridder, bisher außerordentlicher Professor für Öffentliches Recht, ist zum ordentlichen Professor (persönlicher Ordinarius) ernannt worden.

Prof. Dr. Gerhard Schiedermaier, ordentlicher Professor für Bürgerliches Recht und Zivilprozeßrecht, hat den kürzlich an ihn ergangenen Ruf an die Universität München abgelehnt.

Studentische Selbstverwaltung

stud. iur. Heinrich Götz ist vom Allgemeinen Studentenausschuß als studentischer Beisitzer für das Disziplinargericht vorgeschlagen worden.

Evangelische Studentengemeinde

1. Hochschulabende: Mittwoch, 14. Jan., 19.00 Uhr c. t., Gemeindegottesdienst der Christus-Kirche, Beethovenplatz „Die Auferstehung Jesu“; Mittwoch, 21. Jan., 19.00 Uhr c. t., Aula, Vortrag Professor Dr. Helmut Thielicke, Tübingen „Die Entstehung des Menschen“ — Grenzfragen zwischen Biologie und Religion; Mittwoch, 28. Jan., 19.00 Uhr c. t., Gemeindegottesdienst der Christus-Kirche, Beethovenplatz „Eine heilige, allgemeine, christliche Kirche“.

2. Gottesdienste: Sonntag, 18. Jan., 8.30 Uhr, Alte Nikolaikirche am Römerberg, Predigtgottesdienst; Sonntag, 25. Jan., 7.30 Uhr, Alte Nikolaikirche am Römerberg, Gottesdienst mit Hl. Abendmahl.

3. Wochenendstudientagung: „Der Ort der Kunst im Leben der Gesellschaft“, 31. 1./1. 2. Schloß Assenheim, Tagungsgebühr für Studierende 5,— DM. Anmeldungen an Sekretariat des Evangelischen Studentenpfarramtes.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste: Jeden Sonntag 8.45 Uhr akademischer Gottesdienst in St. Leonhardt; dienstags, 7.00 Uhr Mediziner-Missa in der Rektoratskapelle des Städtischen Krankenhauses; mittwochs, 7.20 Uhr, gemeinsame Morgenmesse im St. Elisabethen-Frauenheim; donnerstags, 19.15 Uhr, gemeinsame Abendmesse in St. Elisabeth am Kurfürstenplatz.

Öffentlicher Vortrag: Montag, 19. 1. 53, 20.00 Uhr, in der Aula der Universität spricht Abt Basilius Ebel, Maria Laach über „Die Liturgie als Quelle der christlichen Bildung“.

Arbeitskreise: Offener Abend des Studentenpfarrers am Montag, 12. 1. und 26. 1. 53, 19.30 Uhr, Brönnelstr. 24; Arbeitsgemeinschaft in Zusammenarbeit mit der Ev. Studentengemeinde am Dienstag, 13. 1. 53, 20 Uhr, Reuterweg 34.



Eine Gruppe von Chile-Deutschen, hauptsächlich Studenten und Lehrer, die in der dritten und vierten Generation in Chile leben, werden Anfang des Jahres durch Deutschland reisen. Die Fahrt wird vom Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart organisiert. Die Gruppe wird am 2. und 3. Februar in Frankfurt sein. Eine Wanderausstellung, die vom 2.—6. Februar im Lichthof unserer Universität gezeigt wird, berichtet über die deutschen kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen in Chile. Am 2. Februar um 20 Uhr wird der Singkreis der Gruppe in der Aula der Universität chilenische und deutsche Volkslieder vortragen.

Gießen

Am 28. November 1952 wurde der Lehrbeauftragte für Parasitologie, Bienenkunde und Bienenpathologie in der Veterinärmedizinischen Fakultät, Prof. Dr. Oskar Wagner, Leiter des Parasitologischen Laboratoriums der Farbwerke Höchst a. M., im Alter von 65 Jahren unerwartet aus dem Leben gerufen. Hochschule und Fakultät beklagen den schweren Verlust des um Forschung und Lehre verdienten Hochschullehrers.

Errata

Im Artikel von Prof. Joseph Kunz: Über Julien Green in der letzten Ausgabe des DISKUS wurde durch ein Versehen der 5. Satz im 3. Absatz unvollständig wiedergegeben. Er lautet vollständig:

Die Mächte, die aber hier die Zerstörung bringen, sind keine anderen als jene, die aus dem Bewußtsein ausgeschieden wurden, als das Lebensgefühl der bürgerlichen Gesellschaft sich zu festigen begann: es sind vor allem die der Zeugung und des Todes.

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993 · Gegründet 1868

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134, Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

WERKDRUCK

FARBENDRUCK

FORMULARE

PLAKATE

PROSPEKTE · ZEITSCHRIFTEN

SETZMASCHINENBETRIEB

BUCHDRUCKEREI

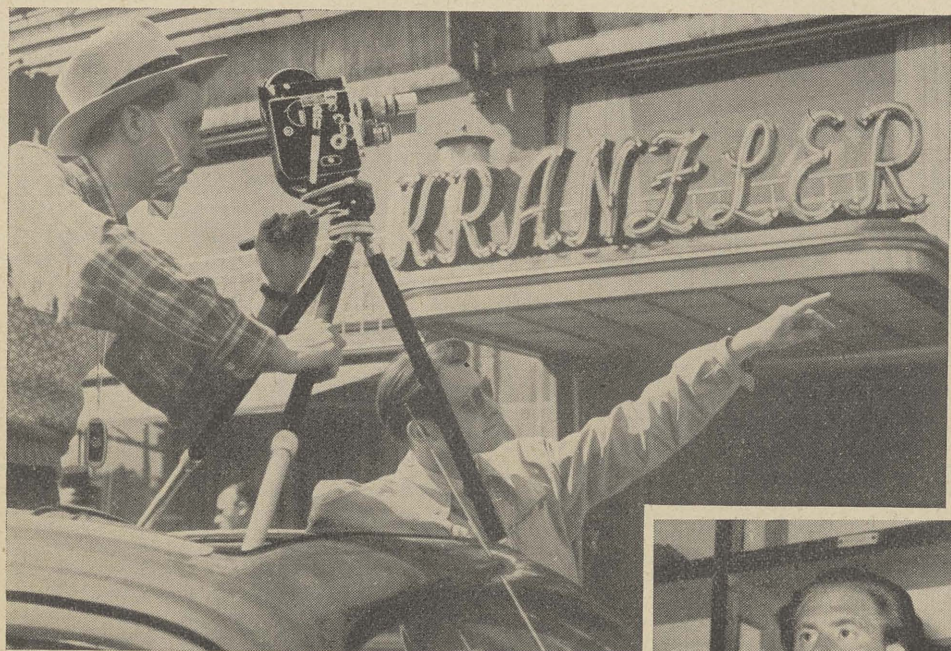
DR. GÜNTER ZÜHLSDORF

FRANKFURT A. M. · ECKENHEIMER LANDSTR. 60b

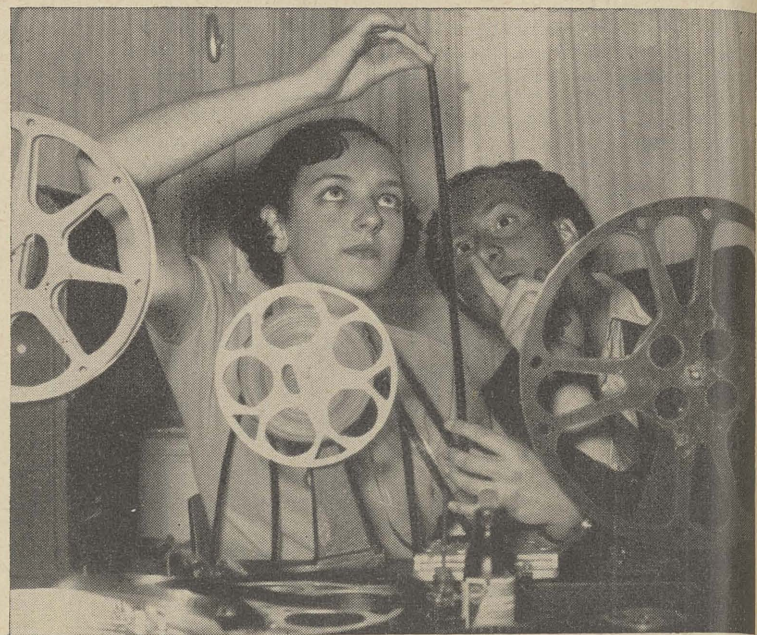


Studenten an der Kamera

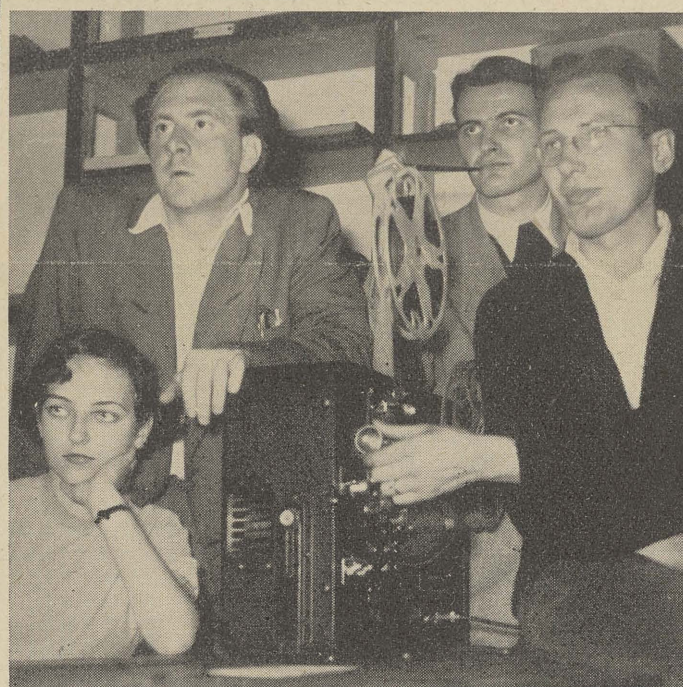
Das erste studentische Film-Studio arbeitet an der Frankfurter Universität



Hauptwache und Café Kranzler — dort mußte natürlich auch eine Szene für den Film „Frankfurt — Porträt einer Stadt“ gedreht werden.



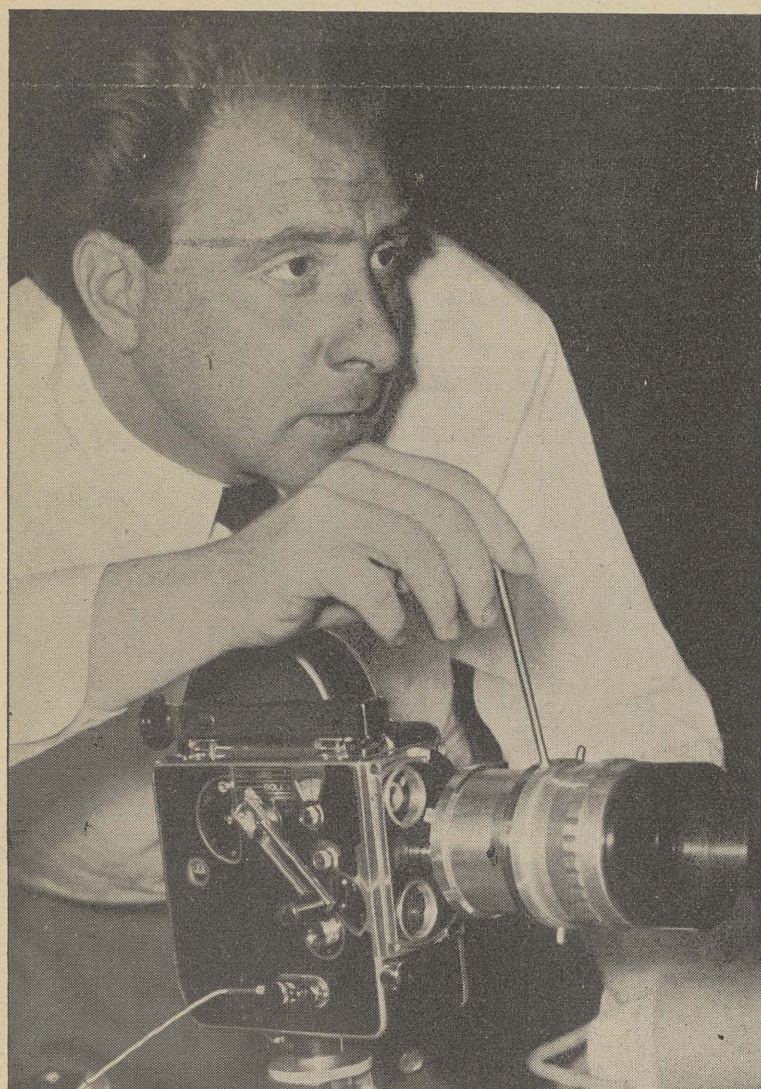
„Meine Leidenschaft ist der Filmschnitt, darüber kann ich nächtelang sitzen“, meint Ivar Rabeneck, wohl der aktivste Mann im Frankfurter Filmstudio. Gertrud A. assistiert ihm hier.



Die Aufnahmen für die zweite Semesterschau sind fertig, der Film läuft zum ersten Male über die Spulen.

Bild links unten:

An der Bolex H 16; Ivar Rabeneck. Für Spezialaufnahmen stellt die Firma Paillard-Bolex gern die Geräte zur Verfügung, wie hier ein Pan-Cinor Objektiv.



Auf die Sekunde kommt es an, wenn die Bandaufnahmen mit dem Film synchron laufen sollen. Stundenlange Schneidearbeit ist dazu nötig.



Noch fehlt der Ton zu dem Filmstreifen der Semesterschau, die als 16 mm Schmalfilm gedreht wird. Während der Film auf der Leinwand abläuft, wird der Text auf Band gesprochen.

Universitätsfest im Sommer 1951. Mit geliehener Schmalfilmkamera und auf eigene Kosten drehten zwei Studenten der Frankfurter Universität, Horst Blüm und Harri Deutsch, etliche Filmmeter über das Treiben in St. Goar ab. Im Wintersemester stellten sie sich mit dem Film der Studentenschaft vor und fanden Anklang.

Daraufhin gründeten acht Studenten das „Filmstudio an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt“. Mit geliehener Kamera drehten sie die erste Semesterschau „die pupille“, bis HICOG Geld und ein Vorführgerät stiftete und die Firma Paillard-Bolex eine neue Bolex H 16 zu einem Spottpreis anbot. Mit einem Zuschuß aus der Georg-Speyer-Stiftung und dem Semesterbeitrag von —,15 DM,

den jeder Student an das Filmstudio zahlt, konnte die Kamera gekauft werden.

Inzwischen sind zwei Semesterschauen und ein Film im Auftrag „Frankfurt — Porträt einer Stadt“ gedreht worden. Ein Querschnitt aus beiden Semesterschauen wurde nach den USA geschickt und wird in Chicago und anderen Universitäten gezeigt. Zur Übung drehten die Mitglieder Kurzfilme über das Thema „Jemand erhält eine Nachricht“ von jeweils 5 Meter Länge (40 Sekunden Laufzeit). Jeder schrieb sein Drehbuch selbst und führte Regie und Kamera. Neben der Filmarbeit veranstaltete das Filmstudio im Sommersemester 1952 eine Photoausstellung und im Wintersemester 1952/53 einen Schmalfilmkurs für interessierte

Studenten. Filme, die nicht oder nur selten in den Filmtheatern gezeigt werden, wie „Les jeux sont faits“ von Sartre und abstrakte Farbfilm von McLaren, wurden den Studierenden in Sondervorstellungen vorgeführt.

Innerhalb dieses einen Jahres seines Bestehens ist es dem Filmstudio gelungen, sich einen Platz im kulturellen Leben unserer Universität zu erobern. Für das nächste Jahr sind ein Film über das „Atelier“, Frankfurts Nachtlokal mit Pariser Kolorit, sowie ein Filmbericht über die Türkeireise Frankfurter Studenten geplant. Für gute Ideen und Drehbücher ist das Filmstudio jederzeit dankbarer Abnehmer — wenn es nicht gerade Heidelberger Romanzen sind!

Bildbericht von Siegfried Birkner